a novel by

Julian Wangler

Star Trek
Tempest

Special I: Lifelines

Science-Fiction - Adventure

Julian Wangler

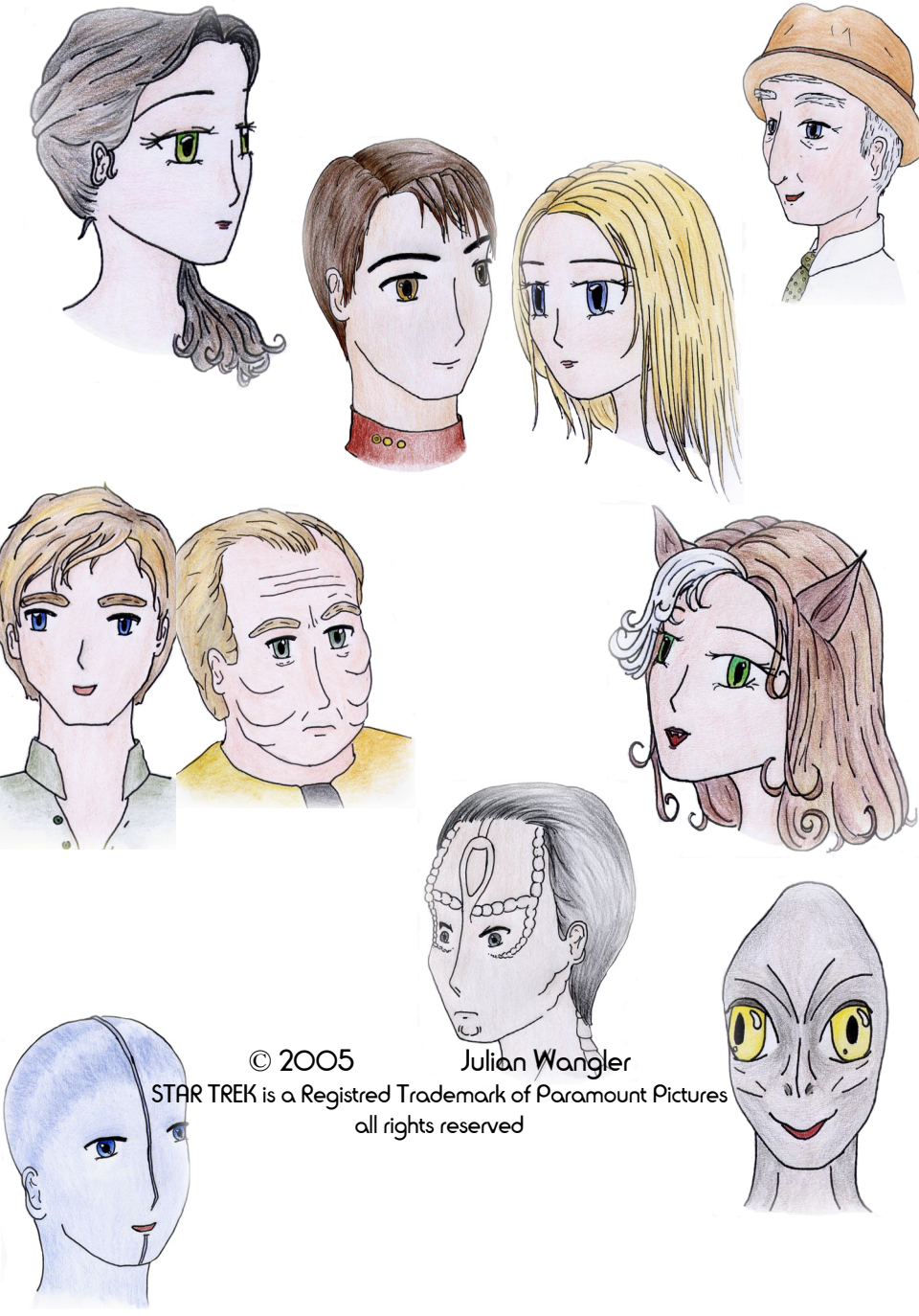
Star Trek
TEMPEST

Special I: *Lifelines*

Roman
3. Auflage, 2009

Ω

www.startrek-companion.de



© 2005 Julian Wangler
STAR TREK is a Registred Trademark of Paramount Pictures
all rights reserved

:: Übersicht

1) Nella Daren
Path of Destiny ...6

2) Bogy't
Deus Ex Machina ...51

3) Chell
Bonus v ir semper tiro ...86

4) Mendon
The Outcast ...116

5) Cassopaia Nisba (1)
Determinants of a Pathway ...146

6) Cassopaia Nisba (2)
Forgiveness (exklusiv) ...178

Nella Daren –
Path of Destiny

Klappentext

Ein Jeder hat seinen ganz persönlichen Lebensweg.
Seinen Schicksalspfad.
Dies gilt insbesondere für Nella Daren.
Blut ist dicker als Wasser – das besagt ein Sprichwort.
Für die Entwicklung des zukünftigen Captains der *U.S.S. Moldy Crow* hält diese Redewendung eine innere Rechtfertigung bereit, ist doch der Weg, der die junge Nella in die Sternenflotte führt, ein außerordentlicher Akt der Introspektion und Selbstfindung.

:: Kapitel 1

Ein symbiotischer Kreis

Die vierjährige Nella hockte unter dem Schreibtisch ihres Vaters und lauschte dem regelmäßigen Ticken der alten Standuhr.

Sie achtete darauf, ganz still zu sein, denn ihr Vater musste sich konzentrieren – und ein kleines Kind, das zu seinen Füßen zappelte, hätte ihn bestimmt abgelenkt. Er arbeitete dauernd an seinen Pflanzen – Bonsai–Bäumchen hießen sie, wie Nella sich erinnerte.

Sie mochte das surrende Geräusch des Geräts, mit dem er die Pflanzen zurechtstutzte und ihnen ästhetische Formen verlieh. Nella hörte sie gern, denn sie bewiesen ihr, dass George Daren zugegen war. Sie schienen eine Art Verbindung zu ihm herzustellen, und darüber hinaus einen seltsamen Kontrapunkt zum Ticken der Uhr.

Nella lächelte, als sie noch etwas tiefer unter den Schreibtisch rutschte. Vielleicht dauerte es nur noch fünfzehn Minuten, bis ihr Vater mit seiner Arbeit fertig war, vielleicht auch länger. Aber wenn sie auch weiterhin still und geduldig blieb, so wurde sie belohnt: Dann konnte sie mit Daddy spielen; dann hatte sie ihn eine Zeitlang für sich. Dafür wäre Nella bereit gewesen, stundenlang unter dem Schreibtisch zu warten.

Seitdem Paula zum Captain befördert worden war, hatte sie viel weniger Zeit als früher. Daher waren Nella und George die meiste Zeit über allein.

Daddys Beine neben ihr gerierten in Bewegung, und das vierjährige Mädchen setzte sich auf. Bedeutete es, dass er die Arbeit beendete? Schaltete er nun den Computer aus, um mit ihr zu spielen? Nella hielt den Atem an und wagte es nicht, sich von der Stelle zu rühren. Doch dann hörte sie wieder die typischen Geräusche und wusste, dass ihr Vater noch nicht fertig war.

Sie lehnte sich zurück und dachte an die Spiele, bereitete sich in Gedanken darauf vor, um perfekt zu sein. Nella wollte ihren Daddy überraschen, indem sie heute alle Antworten wusste. Er sollte ihr das Haar zerzausen und sagen: „Das ist mein Goldvogel – wie klug Du doch bist!“

Die Aussicht, solche Worte von ihrem Vater zu hören, ließ Nellas Herz schneller schlagen.

Ganz ruhig blieb sie sitzen und wartete eine weitere halbe Stunde lang. Das wusste sie, weil die Standuhr alle fünfzehn Minuten schlug, und eine volle Stunde hatte viermal fünfzehn Minuten. Zwei davon bedeutete die Hälfte. Zu dieser Erkenntnis war sie im Alter von drei Jahren gelangt.

Schließlich vernahm sie ein vertrautes Klicken und wusste, dass Daddy sein Gerät zugeklappt hatte. Erneut hielt sie den Atem an, denn manchmal benutzte ihr Vater einen anderen kleinen Pflanzenschneider. Doch dann wichen die Beine fort, und dafür gab es nur eine Erklärung: Er hatte die Arbeit *tatsächlich* beendet.

Aufgeregt wartete sie noch etwas länger und hörte, wie Daddy so durchs Zimmer schritt, als sei er auf der Suche nach etwas.

„Nein, hier nicht…“, sagte er, und Nella lächelte. Einige Sekunden später, ein wenig verwundert: „Und da *auch* nicht. Hmm.“

Nellas Lächeln wuchs in die Breite, als sie dem ihr bekannten Ritual lauschte. „Ich könnte schwören, dass ich in

diesem Zimmer einen kleinen Vogel gehört habe. Wo könnte er sein? Versteckt er sich vielleicht im Replikator?“

Nella presste sich die beiden Händchen auf den Mund. *Im Replikator!* So eine dumme Idee – wie sollte sie sich dort verbergen? Sie musste sich sehr beherrschen, um nicht zu lachen.

„Oh, oh…vielleicht ist er ins Aquarium getaucht und hat es dort auf meine Fische abgesehen. Böser Vogel – lass bloß meine Fische in Frieden!“

Das Lachen kratzte in Nellas Kehle. Sie versuchte auch weiterhin, es zurückzuhalten, doch ein leises Schnaufen fand den Weg zur Nase.

„Was war *das*? Was habe ich da gerade gehört?“ Die gespielt ernste Stimme kam immer näher. Nella rollte sich zu einem ganz kleinen Ball zusammen und versteckte das Gesicht hinter den Händen. Kurz darauf hörte sie Daddys Stimme in unmittelbarer Nähe. „Ja, es *ist* ein Vogel. Ein überaus süßer Goldvogel ist es, und er verbirgt sich…*unter meinem Schreibtisch*!“

Hände griffen nach Nella und zogen sie empor. Das Mädchen kreischte voller Freude, als der Vater es mühelos hin und her schwang. „Goldvogel fliegt, durch das ganze Zimmer, auf und ab, auf und ab…“

Nella lachte, während Daddy sie in weiten Kreisen fliegen ließ, mal höher und mal tiefer. Schließlich ließ er sie zu Boden.

„Noch einmal, noch einmal!“, bettelte sie, doch ihr Vater sank neben ihr auf die Knie.

„Tut mir Leid, aber es gibt hier keine Gratisflüge. Was musst Du tun, wenn Du fliegen möchtest?“

„Ich muss mir den Flug verdienen.“

„Und wie?“

„Indem ich bei den Spielen gewinne.“

„Bist Du soweit?“

„Ja, Daddy.“

Sein wundervolles Gesicht blickte auf sie herab. Graue Augen funkelten, und rotbraunes Haar fiel über die Stirn. Daddy wirkte immer glücklich, fand Nella.

„Na schön. Hast Du Dich mit der Sieben beschäftigt?“

Nella atmete tief durch und wagte den Sprung ins Ungewisse. „Nicht nur mit der Sieben, sondern auch mit der Acht.“, sagte sie stolz. „*Und* mit der Neun.“

Ein erstaunter Blick belohnte sie. Nella lachte erneut und freute sich darüber, ihren Vater überrascht zu haben. Er hatte bestimmt nicht damit gerechnet, dass sie soviel lernte.

„Mit der Acht und Neun kennst Du Dich ebenfalls aus? Das sind große Zahlen für ein so kleines Mädchen. Möchtest Du wirklich ein solches Risiko eingehen? Du verdienst Dir einen Flug, wenn Du mit der Sieben zurechtkommst.“

„Ich bin bereit und kann es schaffen.“

„Aber wenn Dir bei der Acht und Neun ein Fehler unterläuft…Dann fliegst Du heute nicht mehr.“

„Ich weiß.“

Daddy schmunzelte, und sein offensichtlicher Stolz ließ Nella innerlich erschauern. „Nun gut. Neun mal acht?“

„Zweiundsiebzig.“

„Acht mal sieben?“

„Sechsundfünfzig.“

„Sieben mal vier?“

„Achtundzwanzig.“

„Acht mal acht.“

„Vierundsechzig.“

„Neun mal…elf?“

Nella erblasste. Bisher waren sie nie über die Zehn hinausgekommen. Sie hatte sich alles genau eingeprägt, bis hin zu einem Vielfachen von zehn; bei der Elf begann ein

unbekanntes mathematisches Terrain, das sie erst noch erforschen mussten.

„Das ist nicht fair, Daddy. Wir haben noch nie mit der Elf gerechnet.“

„Du hast bewiesen, wie gut Du Dinge auswendig lernen kannst. Aber es ist auch wichtig, in Zahlen zu *denken*. Ich erwarte von Dir, dass Du jetzt zum nächsten Niveau der Mathematik aufsteigst.“

Panik erfasste Nella. Sie fühlte sich von ihrem Vater verraten. Wie sollte sie mit Zahlen zurechtkommen, über die sie noch nie nachgedacht hatte? Ihr blieb keine andere Wahl, als zuzugeben, dass sie dazu nicht imstande war.

Der letzte Gedanke zuckte wie ein Blitz durch ihren mentalen Kosmos, und sie fühlte, wie ihr Tränen in die Augen quollen.

Daddy sah sie an, geduldig und unnachgiebig. Nella wusste, dass sie nicht mit Mitleid rechnen durfte – ihr Vater erwartete von ihr, dass sie die Aufgabe löste. Diese Erkenntnis beruhigte sie ein wenig. Sie sank zu Boden, saß im Schneidersitz, faltete die Hände im Schoß und schloss die Augen. Es ging jetzt darum, sich voll und ganz auf die Zahlen zu konzentrieren. Sie verdrängte alles andere, schob es fort: den Raum, die Standuhr, auch die Präsenz ihres Vaters.

Neunmal zehn…das war ganz einfach. Vor Wochen hatte sie gelernt, dass man bei Multiplikationen mit zehn einfach eine Null hinzufügte. Aus neunmal zehn ergab sich also neunzig. Nella versuchte, die Zahlen vor ihrem geistigen Auge zu sehen: neun Fische aus dem Aquarium ihres Vaters in der ersten Reihe, neun in der zweiten, neun in der dritten. Auf diese Weise ging sie vor, bis sie alle neunzig Fische sehen konnte. Zehn Reihen. Und wenn sie jetzt eine weitere Reihe hinzufügte… Elf Reihen aus jeweils neun

Fischen. Zehn von ihnen waren neunzig, und noch eine Reihe mit neun Fischen…

„Neunundneunzig.“ Nella öffnete die Augen und sah zu ihrem Vater auf. Er bedachte sie mit einem seltsamen Blick, den sie lange Zeit nicht verstehen würde. Dann streckte er die Arme nach ihr aus, hob sie hoch und drückte sie an seine Brust. Er schwieg zunächst, und das Mädchen befürchtete, einen Fehler gemacht zu haben.

„Stimmt es, Daddy?“, fragte sie leise.

„Ja, es stimmt.“ Er setzt Nella ab und zerzauste ihr das Haar. „Was bist Du doch für ein kluger Goldvogel. Wie hast Du das fertig gebracht?“

Nella lächelte. „Ich habe die Zahlen gesehen und einfach eine weitere Reihe hinzugefügt.“

Er musterte sie mit einer Mischung aus Zärtlichkeit und Stolz. „Weißt Du was? Du bekommst nicht nur einen weiteren Flug – wir unternehmen einen Streifzug durch die Kornfelder.“

Das war eine besonders schöne Belohnung. Die weiten Kornfelder des nahe gelegenen Landwirtschaftsparks stellten Nellas Lieblingsort dar: lange Reihen von goldgelben Gestalten, die sich in der Sommerbrise hin und her neigten, im Wind tanzten. Wenn sie dort unterwegs waren, erfand Daddy manchmal Geschichten. Dann verwandelten sich die Getreidehalme in zauberhafte Geschöpfe; sie wurden zu einer Ballettgruppe aus prächtig gekleideten Tänzerinnen. Gelegentlich spielten sie hier Verstecken. Im vergangenen Jahr hatte Nella den Bauern bei der Ernte zugesehen und sehr über den Verlust ihrer Spielgefährten getrauert.

Sie griff nach Daddys Hand, schritt mit ihm durch die breite Tür und auf die Terrasse. Ihr Herz klopfte voller Glück, und sie wünschte sich, diesen Augenblick für immer zu bewahren…

:: Kapitel 2

Als das Marsmädchen zu träumen anfing

Das einzige Mal, dass ihre Mutter Paula die kleine Nella in den Weltraum mitnahm, war zu ihrem achten Geburtstag.

Es sollte ein unvergesslicher Tag werden, der auch und vor allem in ferner Zukunft nicht dem Vergessen anheim fallen würde. Und das aus einem ganz besonderen Grund: Nella und ihre Mutter waren die meiste Zeit über getrennt. Nicht nur getrennt über Entfernungen, sondern getrennt, vornehmlich im Geiste. An jenem Tag, da Paula ihre Tochter auf eine ihrer Missionen mitnahm, ließ sie Nella für einen – wenn auch nur sehr kurzen – Zeitraum an ihrer Welt teilhaben.

Diese Welt würde Nella auf ewig in Beschlag nehmen, nicht zuletzt, *weil* Paula es durch diesen einen Ausflug erreichte, ihr Kind für sich zu begeistern. Und all die Entfremdungen zwischen einer Mutter und ihrem Kind schmolzen plötzlich ein…

Der Transfer nach San Francisco stellte nichts Besonderes dar: Ein Hauch von Desorientierung, als das Bild vor den Augen verschwamm, und dann das Prickeln der Rematerialisierung an einem anderen Ort.

Der Retransfer von Nella und ihrer Mutter fand auf einer Transporterplattform im Sternenflotten–Hauptquartier statt. Eine kleine Gruppe erwartete sie, bestehend aus einem Admiral, zwei Personen im Rang des Captains und einem Lieutenant, der sich respektvoll im Hintergrund hielt.

„Nun, Paula,“, wandte sich der Admiral an Nellas Mutter, „wen haben wir denn hier? Vielleicht einen blinden Passagier?“ Er war groß und hatte irisch–rotes Haar, das ziemlich struppig wirkte. Ein schiefes, fröhliches Lächeln umspielte seine Lippen.

„Ich hoffe, es wird einmal ein Kadett aus ihr. Admiral Finnegan, ich möchte Ihnen meine Tochter Nella vorstellen.“

Nella wusste, wie man sich in solchen Situationen verhielt. Sie näherte sich dem Mann und streckte die Hand aus. „Wie geht’s Ihnen?“

Der Admiral sah schmunzelnd auf sie herab. „Es geht mir gut, schöne Dame. Und wie geht es Dir?“

Das Kompliment ließ Nella erröten. „Gut, danke.“ Sie trug einen nagelneuen türkisfarbenen Overall, den ihr Vater extra für diese Gelegenheit repliziert hatte. Er ähnelte ein wenig den Uniformen für Sternenflotten–Offiziere, und dadurch fühlte sich Nella angemessen militärisch gekleidet.

„Captain Laurel und Captain Dobrynin, Lieutenant Kashut – Nella Daren.“ Nella reichte auch den anderen die Hand, gab sich dabei ernst und würdevoll.

„Können wir?“ Admiral Finnegan deutete wieder zur Transporterplattform. „Das Shuttle ist bereit. Der Pilot wartet auf uns.“

Ein neuerlicher Transfer fand statt. Diesmal rematerialisierten sie im Raumdock über der nördlichen Hemisphäre der Erde.

Ein einzigartiger Anblick bot sich Nella.

Sie sah eine gewaltige Station, ausgestattet mit riesigen Hangars sowie Dutzenden von Anlegemodulen, Frachtkammern und weiten Korridoren. Überall gab es breite Panoramafenster. Tief unten drehte sich die Erde, blau und in Wolken gehüllt – eine Kugel, die majestätisch in der ewigen Nacht des Alls schwebte.

Nella hatte natürlich entsprechende Bilder betrachtet, aber sie fand es trotzdem enorm beeindruckend, ihren Heimatplaneten mit eigenen Augen vom Weltraum aus zu sehen. An einem der großen Fenster blieb sie stehen, blickte zur Erde und hielt nach Montana Ausschau.

„Wundervoll, nicht wahr?“ Nella sah auf und stellte fest, dass ihre Mutter neben ihr stand. „Ich weiß noch, als ich die Erde zum ersten Mal auf diese Weise gesehen habe. Damals bin ich etwa in Deinem Alter gewesen.“

„Hast Du bei dieser Gelegenheit beschlossen, einmal zur Sternenflotte zu gehören?“

Falten bildeten sich in Mund– und Augenwinkeln, als Paula lächelte. „Ich glaube, jene Entscheidung traf ich schon vor meiner Geburt.“

„Vorhin hast Du gesagt, Du hoffst, dass einmal ein Kadett aus mir wird. War das ehrlich gemeint?“

Paula nickte. „Ja. Vorausgesetzt natürlich, das entspricht auch Deinem Wunsch.“

Sie legte ihr die Hand auf die Schulter und musterte sie. Manchmal maß sie sie mit solchen Blicken, und Nella wusste noch immer nicht, was sie bedeuteten, was ihr dabei durch den Kopf ging.

„Wir sind soweit.“, sagte Paula.

Nella griff nach ihrer Hand, und kurze Zeit später betraten sie den Shuttlehangar.

Neben der Raumfähre stand ein Kadett in der Uniform der Sternenflotten–Akademie. Er hatte Haltung eingenommen. Er hatte dichtes, blondes Haar, dunkle Augen, einen akkurat gestutzten Bart. „Kadett Cooper Beagle meldet sich zur Stelle, Sir!“

Admiral Finnegan nickte dem Kadetten zu, als sie an Bord gingen. „Wir haben heute einen sehr wichtigen Gast, Mister Beagle. Sie sollten also für einen ruhigen Flug sorgen.“

„Ja, Sir.“, erwiderte der Kadett.

Sie nahmen im Shuttle Platz, und der Kadett stieg als letzter ein. Er betätigte die Kontrollen, und Nella fühlte sich an einen Klavierspieler erinnert, dessen Finger mühelos über die Tasten huschten.

„Shuttle „Curie“ an Dockkontrolle. Bereitschaft für Prästartsequenz.“

Der Kadett berührte weitere Schaltflächen. Die Luke schloss sich, und Pumpen saugten die Luft aus dem Hangar. Das Shuttle stieg auf und glitt dem großen Außenschott entgegen, das sich vor ihm öffnete.

„Shuttle „Curie“ an Dockkontrolle. Wir nähern uns dem Schott. Bereitschaft für Ausschleusung.“

[Alles klar, „Curie“. Wir wünschen Ihnen einen guten Flug.]

Nella hielt den Atem an. Es war ein einzigartiger Augenblick, voller Wunder. Langsam passierte das Shuttle die Öffnung im stählernen Leib des Raumdocks, tauchte ins Tintenschwarz des Alls.

Nur das leise Summen des Impulstriebwerks durchbrach die Stille, die fast heilig anmutete. Nella saß mit der Nase am Fenster und beobachtete, wie die gewaltige Konstruktion immer kleiner wurde, bis sie schließlich ganz verschwand. Auch die Erde schrumpfte. Schon nach kurzer Zeit war sie eine kleine, blaue Scheibe, dann nur mehr ein Lichtpunkt unter vielen…

Drei Stunden später geriet der Mars in Sicht. Nella sah, wie er im Fenster anschwoll. Das erste klar erkennbare Merkmal, das ihr auffiel, war ein weißer Fleck an einer Seite der roten Scheibe.

„Das ist die südliche Polarkappe.“, sagte Mom, die ihre Gedanken zu lesen schien. „Sie fällt beim Mars immer als erstes auf. Der Planet hat zwar ein Terraforming hinter

sich, aber die Polarkappe am Südpol existiert nach wie vor. Allerdings besteht sie zum größten Teil nicht aus gewöhnlichem Eis, sondern aus gefrorenem Kohlendioxid.“

Nella versuchte, sich an den betreffenden Geschichtsunterricht zu erinnern, bereute es nun, ihm nicht ebensoviel Aufmerksamkeit geschenkt zu haben wie Wissenschaft und Mathematik. Vage entsann sie sich daran, über die Kolonisierung des Mars gelesen zu haben, doch zu jenem Zeitpunkt erschien ihr diese Pioniertat kaum der Rede wert. Immerhin konnte man inzwischen andere Sonnensysteme und Sektoren erreichen – was war so bemerkenswert an einer Kolonie im eigenen Planetensystem?

Doch als der Mars mit seinen vielen Farben wuchs, hielt Nella ihn für immer faszinierender. Er zeigte immer noch einige rote Stellen, die von oxidiertem Staub stammten. Vor einigen Jahrhunderten hatte man deshalb vom „Roten Planeten“ gesprochen. Doch jetzt gab es auch weite blaue und grüne Bereiche, außerdem einige weiße Tupfer: Wolken aus Wasserdampf in der Atmosphäre. Der Mars sah nicht wie die Erde aus, aber er wirkte wie eine fruchtbare Welt, die gute Lebensbedingungen bot.

Die Umwandlung war ein kühnes Unterfangen gewesen, das mithilfe der Vulkanier möglich wurde – den ersten Außerirdischen, mit denen die Menschheit einen Kontakt herstellte. Jene historische Begegnung fand im Jahr 2063 statt, als Zephram Cochrane mit dem ersten Warpschiff aufbrach. Damit wies er die raumfahrenden Vulkanier darauf hin, dass die Menschen bereit waren, Teil der interstellaren Gemeinschaft zu werden.

Nella hatte sich während des Geschichtsunterrichts damit beschäftigt. Cochranes revolutionäre Entdeckungen beendeten auf der damaligen Erde, im 21. Jahrhundert, ein Zeitalter des Chaos. Aus dem legendären Ersten Kontakt entstand ein Bündnis, das für die Menschheit einen enor-

men technischen Aufschwung ermöglichte, schließlich zur Entwicklung von inzwischen alltäglichen Geräten wie Replikatoren und Transportern führte. Aber auch gesellschaftliche und wertegebundene Fortschritte waren die Folge – und auf die kam es *eigentlich* an.

Doch das erste große Projekt bestand in der Kolonisierung des Mars, denn die Erde – zum damaligen Zeitpunkt beherbergte sie weit über zwölf Milliarden Menschen – hatte ein Bevölkerungsproblem zu lösen. Unglücklicherweise erinnerte sich Nella nicht an Details, was sie ihrer Mutter gegenüber aber nicht eingestehen wollte. Deshalb gab sie sich heiter und gelassen. „Ich weiß darüber Bescheid, Mom. Wir haben in der Schule davon gehört."

– Was dazu führte, dass keine Diskussion über den Mars stattfand – obwohl Nella gerne Einzelheiten erfahren hätte.

Bald darauf erreichten sie die Utopia Planitia, die große Raumstation im Marsorbit, die auch als Sternenflotten–Werft fungierte. Von dort aus beamten sie sich in die Kontrollzentrale auf der Oberfläche des Planeten. Dabei handelte es sich um einen großen Raum mit vielen Konsolen, Monitoren und Myriaden blinkender Lichter. Dutzende von Spezialisten arbeiteten hier. Nella war fasziniert. Sie wollte in dem Raum bleiben und herausfinden, worin die Tätigkeit jeder einzelnen Person bestand, was die vielen Kontrolllampen bedeuteten und so weiter und so fort.

Aber dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung.

„Mister Beagle, würden Sie unseren jungen Gast bitte bei einer Tour durch die Kolonie begleiten? Sie kennen sich hier doch aus, oder?" Nella beobachtete, wie Admiral Finnegans Adamsapfel auf und ab hüpfte, als er sprach.

„Ja, Sir. Vor einem Jahr habe ich hier einen technischen Studienaufenthalt beendet. Mit der Kolonie und ihren Systemen bin ich bestens vertraut." Der Kadett wandte sich an

das Mädchen. „Es wäre mir eine Ehre, Ihnen alles zeigen zu dürfen, Miss Daren.“

Innerlich belächelte Daren die Förmlichkeit des Mannes, doch sie ließ sich ihre Erheiterung nicht anmerken – das wäre unhöflich gewesen. „Danke, Sir.“, erwiderte sie ernst.

Sie blickte zu ihrer Mutter, die mit den anderen sprach und fort ging. Als die Entfernung zu ihr wuchs, regte sich seltsames Empfinden in ihr, das sie nicht zu verifizieren vermochte. Sie war allein auf einem fremden Planeten, und ihre Mom überließ sie sich selbst. Wieder klopfte ihr Herz schneller, ein flaues Gefühl breitete sich in der Magengrube aus.

Dann vernahm sie die ruhige Stimme des Kadetten. „Eigentlich ist es nicht erforderlich, dass Sie mich ‚Sir’ nennen, Miss Daren.“

Sie fand es noch immer sonderbar, gesiezt zu werden. „Wie soll ich Sie ansprechen?“

„Mit ‚Cooper’. Die meisten meiner Freunde auf der Akademie nennen mich ‚Coop’. Das genügt völlig.“

Während der Tour durch die Mars–Kolonie erzählte Coop einiges von sich selbst, von seiner Zeit auf der Akademie. Von Entbehrungen und Gewinnen. Innerhalb weniger Minuten wich die Besorgnis aus Nella, und sie empfand es sogar als angenehm, ihrem Begleiter eine Frage nach der anderen zu stellen. Er war Kadett, und doch schien er mehr zu wissen als viele andere. War er das Produkt dieser Sternenflotten–Akademie? Nella empfand Bewunderung für ihn, und diese Bewunderung nahm mit jeder Minute zu.

„Das Terraforming des Mars war schon gegen Ende des 20. Jahrhunderts ein realisierbares Konzept.“, erklärte Beagle. „Doch die entsprechenden Pläne und Überlegungen basierten natürlich auf der damaligen Technologie. Zu jener Zeit ahnte niemand, dass es einige Jahrzehnte spä-

ter zur Begegnung mit den Vulkaniern kommen sollte, was zu vielen technischen Durch– und Umbrüchen führte.“

Sie wanderten außerhalb der Gebäude, in der marsianischen Atmosphäre, die weder Raumanzüge noch Sauerstoffmasken erforderte. Vor ihnen erstreckte sich eine weite Ebene, in der Eichen wuchsen – die Bäume waren zwar genetisch verändert, hatten jedoch ihre charakteristischen Merkmale behalten. In der geringen Schwerkraft des Mars ragten sie bis zu schier atemberaubenden Höhen auf. Jenseits davon stiegen die Hänge von Olympus Mons täuschend sanft an. Jener Berg bildete den höchsten Punkt auf dem Mars; er war dreimal so hoch wie der terranische Mount Everest. Auch dort wuchsen Bäume, weiter oben vor allem Kiefern.

„Die Erwärmung des Planeten fand in einem Bruchteil der Zeit statt, die von den Wissenschaftlern des beginnenden einundzwanzigsten Jahrhunderts geschätzt worden war. Subplanetares Eis diente zur Freisetzung von Wasser und Sauerstoff. Außerdem verwendete man genetisch manipulierte Bakterien, die den Boden verändern sollten. Auf diese Weise begann das Terraforming. Im Jahr 2103 ließen sich die ersten Kolonisten auf dem Mars nieder, aber außerhalb der von ihnen geschaffenen Biosphäre konnten sie sich nur mit Druckanzügen aufhalten. Knapp hundert Jahre später hatte der Mars bereits eine atembare Atmosphäre.“

Sie näherten sich einem großen Steinbruch, in dem es Wasser gab, wie Nella bemerkte.

„Diese Steinbrüche gehen auf die ersten marsianischen Bergbauprojekte zurück.“, erläuterte Coop. „Die frühen Kolonisten nutzten lokale Ressourcen und entnahmen dem Boden jene Materialien, die sie für den Bau von Wohnräumen benötigten.“

Erinnerungen an den Geschichtsunterricht erwachten in Nella. „Sie bauten etwas ab, das ihnen half, Beton herzustellen, stimmt's?“

„Ja, das stimmt. Es existieren große Mengen an basaltischem Verwitterungsboden auf dem Mars. Auf angemessene Weise verarbeitet und mit Wasser vermischt, lässt sich daraus einfacher Beton produzieren. Eine solche Vorgehensweise war weitaus effizienter und kostengünstiger als der Transport von auf der Erde hergestellten Baumaterialien.“

„Warum gibt es jetzt Wasser in den Steinbrüchen?“

„Als man sie aufgab, floss Wasser aus den weiter unten gelegenen Höhlensystemen nach. In der marsianischen Urzeit fehlte es nicht an Feuchtigkeit. Flüsse, Bäche und Lavaströme formten Höhlen, wie auch auf der Erde.“

Der Kadett blickte ins klare Wasser der Steinbrüche hinab. „Im Sommer sind diese Seen sehr beliebt; dann kann man hier schwimmen.“ Er sah auf das Mädchen an seiner Seite hinab. „Allerdings habe ich gehört, dass es Kindern verboten ist, dort zu baden. Immerhin gibt es dort keine Rettungsschwimmer oder sonst jemanden, der Sicherheit garantiert.“

Nella ließ frustriert den Kopf hängen. „Wirklich schade.“

Coop tätschelte ihr die Schulter. „Wenn Sie älter sind, Miss Daren, dann wird Ihre Zeit kommen. Dann werden Sie hier auch baden dürfen. Und jetzt lassen Sie mich Ihnen etwas zeigen…“

Er griff nach ihrer Hand, sie überwanden einen kleinen Hügel und blickten auf ein gigantisches Tal hinab. Es war fruchtbar. Hier weideten komische Tiere, versammelt in Herden.

Coop deutete auf eine nahe gelegene Gruppe der Kreaturen. „Wissen Sie, um was für Geschöpfe es sich handelt, Miss Daren?“

Nella überlegte kurz, musste dann aber den Kopf schütteln.

„Sie nennen sich Ralantra.“, erklärte ihr Begleiter. „Ursprünglich kommen sie von einer fernen vulkanischen Kolonie. Heute sind sie auch auf dem Mars heimisch. Hier nennt man sie die ‚vulkanischen Pferde des Roten Planeten’.“ Coop lächelte. „Man kann sie sehr gut reiten.“

Nella hatte ihm aufmerksam zugehört, und nun ging sie einen Schritt näher, während der Kadett hinter ihr verharrte. Hatte sie diese Wesen – Ralanatras – noch vor wenigen Minuten komisch und hässlich gefunden, weil sie ihr nicht bekannt waren, so hatte sich jetzt etwas in ihr geregt. Eine Veränderung war aufgekommen. Sie beobachtete die kräftigen Hinterbeine der Tiere, das glänzende, braune Fell, die langen Rüssel…und plötzlich glaubte sie, zu verstehen.

Vielleicht war *das* das größte Geheimnis und die höchste Kunst in dieser Sternenflotte. Bei der Begegnung mit Unbekanntem darüber nachzudenken, sich aktiv mit ihm auseinanderzusetzen. Vertrauen zu schaffen. Und sobald das geschehen war, konnte man auch mit Unbekanntem umgehen. Dadurch erfuhr man etwas über sich selbst.

Es fühlt sich gut an…, realisierte sie.

Oh, ja. Sie würde in die Sternenflotte eintreten. Diese Entscheidung hatte sie in jenem Augenblick für sich getroffen. Sie würden in die Sternenflotte eintreten, wenn die Zeit reif war. Sie wollte es.

Doch jetzt wollte sie etwas anderes.

Sie blickte mit breitem Lächeln zu Coop auf. „Können wir auf einem von ihnen reiten?“

:: Kapitel 3

Ein Entschluss für die Zukunft

Nella lief durch Kräuterfelder…

Ihr Puls raste und die Lungen brannten. Wie hatte sie nur das Gefühl für die Zeit verlieren können? Zunächst war der Morgen frisch und kühl gewesen; die Sonne stand tief am Himmel, und Tau glänzte auf den Blättern. Doch nun herrschte eine gnadenlose Hitze, die alles auszudörren schien. Stunden waren vergangen, und es blieben ihr nur noch wenige Minuten, um sich vorzubereiten und den entsprechenden Transporter zu kriegen.

Sie schloss die Hand fester um ihren kleinen tragbaren Computer, als sie lief. In gewisser Weise war *er* der Grund. Sie hatte den Ort aufgesucht, an dem sie besonders gern lernte: einen kleinen Hügel zwischen zwei Kräuterfeldern. Darauf wuchs eine Weide, deren Zweige und Äste zarte Schatten auf den Boden projizierten. Vor einigen Jahren, als Vierzehnjährige, war Nella an ihm hochgeklettert und hatte einen bequemen ‚Sessel' entdeckt, der aus drei stabilen Ästen bestand. Dort konnte sie es sich gemütlich machen, lesen, lernen oder einfach nur in den Tag hineinträumen.

Sie liebte den Baum. Bei ihm fand sie Trost, wenn irgendetwas sie belastete. Wenn sie ein Problem hatte, so geschah es oft, dass eine Stunde im Baum ihr die Lösung zeigte. Wenn in der Schule eine schwierige Prüfung bevorstand, so verhieß die Weide einen Frieden, der ihr Ruhe

brachte und den Geist von allem Ballast befreite, wodurch sie viel besser lernen konnte.

Sie war am frühen Morgen hierher gekommen, um endlich die Ableitung der Entfernungsformel zu verstehen. Wenn ihr das gelang, war Daddy bestimmt sehr stolz auf sie. Was für ein lohnenswerter Antrieb dies war…

Seit dem Tod ihrer Mom war dieser Antrieb nur noch stärker geworden. Viele Jahre war es mittlerweile her, doch Nella erinnerte sich an jedes Detail jenes einen Moments…damals, als Daddy mit Tränen in den Augen zu ihr kam, krampfhaft versuchte, sich zu fassen…und ihr daraufhin aufrichtig von Paulas Unglück an Bord ihres Schiffes, der *U.S.S. Lexington*, erzählt hatte. Sie war bei einem Plasmafeuer ums Leben gekommen.

Es hatte lange gedauert, es zu verkraften – und eine riesige Narbe würde immer zurückbleiben –, aber Nella verdankte ihrem Vater alles. Er hatte es geschafft, die Trauer über den Tod seiner Frau zu überwinden und Nella das Leben in seiner Gänze zu entfalten. George war für Nella der größte Held, den sie sich vorstellen konnte. Und so – das wusste sie – würde es immer bleiben.

Nella lief noch etwas schneller, während sie über diese eine Aufgabe nachdachte. Es war natürlich ganz einfach, den numerischen Wert der Entfernung zwischen zwei Punkten zu finden: Man brauchte den Handcomputer nur mit den kartesischen Koordinaten der beiden Punkte zu füttern, und schon gab er die Distanz zwischen ihnen an.

Weitaus schwerer war es, eine Formel zu finden, die sich bei jedem Koordinatenpaar anwenden ließ. Derartiges Denken erwartete Daddy von ihr. Nella betrachtete das Problem von allen Seiten, suchte immer wieder nach einer Lösung – ohne Erfolg. Und dann sah sie auf und stellte fest, wie spät es geworden war.

Sie erreichte die Terrasse des Hauses, sprintete an ihrem überraschten Vater vorbei, eilte die Treppe hinauf in ihr Zimmer und schloss die Tür hinter sich. Sie streifte die Kleidung ab und griff gleichzeitig nach frischen Klamotten auf dem Bett. Die Hast machte sie ungelenk und unbeholfen; wütend stampfte sie mit dem Fuß und zischte verbotene Worte, die nur in Zeiten großer Anspannung ausgesprochen werden durften. Die Hose anziehen, dann Hemd, Jacke und Schuhe. Sie warf einen Blick in den Spiegel und stellte fest, dass sie erschöpft und heruntergekommen aussah. Die Zeit genügte nicht mehr, um das Haar in Ordnung zu bringen. Sie zupfte an den schwarzen Locken, doch sie fielen sofort wieder in sich zusammen; Schweiß sorgte dafür, dass sie am Kopf festklebten.

Aus reiner Angewohnheit griff sie nach dem zylindrischen Behälter des Sonnenschutzmittels. Sie betätigte die Taste, die das kleine Gefäß öffnete…

Unmittelbar darauf schrie sie, als ein langes, schlangenartiges Etwas jäh aus dem Zylinder sprang. Erschrocken taumelte sie zurück, und tief in ihr krampfte sich etwas zusammen. Sie verlor das Gleichgewicht und fiel, fing den Sturz schwerfällig mit einer Hand ab.

Und dann hörte sie, wie ihr Vater kicherte.

George stand in der Tür und gluckste. Nella starrte ihn überrascht an, blickte dann zu dem Objekt, das aus dem Behälter gesprungen war. Es handelte sich um eine lange, bunte Kunststoffspule, die jemand zusammengepresst und dann ins Gefäß mit dem Sonnenschutzmittel gestopft hatte.

Jetzt erst erinnerte sie sich. Nella hatte ihrem Dad diesen Streich bereits dreimal gespielt – und nun war das vermutlich seine Form der Rache.

Daraufhin mussten beide lachen. Aber nur kurz.

George trat einen Schritt näher. „Goldvogel –…“, begann er, wurde aber sofort von Nella unterbrochen.

„Nenn’ mich bitte nicht so, Dad.“, beschwerte sie sich. „Ich bin kein kleines Mädchen mehr.“

Doch George ließ sich nicht beirren. Jetzt betonte er den soeben ausgesprochenen Kosenamen umso deutlicher. „*Goldvogel*, warum um Himmelsnamen hast Du’s so eilig?“

„Hast Du es etwa vergessen?“, fragte Nella und zog ein entsetztes Gesicht. „Ich hab’ heute meine Aufnahmeprüfung für die Akademie.“

„Ich dachte, Du hättest es Dir schließlich anders überlegt…“, brummte Dad. „Tu’s nicht, Liebes.“

„Ich hab’ jetzt keine Zeit für Gespräche, Dad.“ Sie drehte sich um, griff nach ihrer Tasche, schob sich an einem wie erstarrt wirkenden George vorbei und lief nach draußen zu ihrem Hoverrad. Es blieben ihr nur noch wenige Minuten, um die Aero–Tram nach San Francisco zu erreichen. Sie war nervös, unvorbereitet und zornig. Und in diesem Zustand musste sie die Aufgaben lösen, die ihr möglicherweise den Weg in ein neues Leben ebneten…

Wie lange hatte sie sich hierauf vorbereitet. Unzählige Monate.

Und jetzt war sie hier…sie stand vor dem riesigen Gebäude der Sternenflotten–Akademie.

Die Hauptgebäude – die Schulungseinrichtungen für angehende Sternenflotten–Offiziere – waren in San Fransisco eingebettet in weitläufige, wunderschön gepflegte Gärten. All das unter einem makellosen, blauen Himmel, an dem gelegentlich ein eiliges Shuttle vorbei flog.

Sie folgte einer größeren Masse von jungen Leuten – darunter erkannte sie Vulkanier, Andorianer und Bolianer – zu einem großen Portal im Herzen der Anlage. Und trat hindurch…

Auf dem Weg durch die edlen, lichtgefluteten Korridore und auf der Suche nach dem entsprechenden Raum, wo die Aufnahmeprüfung stattfinden würde, dachte sie über die Beweggründe nach, die sie zur Sternenflotte geführt, ihre Entschlossenheit diesbezüglich zementiert hatten…

Nella Daren hatte ihre Mutter nie wirklich gekannt. Und erst ihr Tod hatte ihr dies bestätigt. Aber da war noch mehr, etwas, das das Bild gänzlich veränderte…

An jenem Tag hatte sie mehr ihres Vaters wegen eine nicht zu bändigende Trauer empfunden – weil sie wusste, dass George unter Paulas Tod fürchterlich litt.

In ihr selbst hatte eine merkwürdige Wandlung begonnen; und während diese Wandlung sich vollzog, da realisierte sie, dass es viel weniger die Liebe einer Mutter war, die ihr Paula hinterlassen hatte, als einen ideellen Wert. Ein Wert, der *gerade* durch ihren Tod ungemein an Intensität gewann.

Urplötzlich wusste sie es, sah es ganz deutlich. Eine unsichtbare Hand schob sie in Paulas Fußstapfen. In die Fußstapfen eines Sternenflotten–Offiziers.

Dieser eine Tag auf dem Mars war es – vor all den Jahren, zu ihrem achten Geburtstag – gewesen, der Nella die Augen geöffnet hatte. Und dann war es, so verrückt es sich auch anhörte, das Scheiden ihrer Mutter gewesen.

Vielleicht war *das* ihr Geschenk gewesen: ihr die Augen zu öffnen, etwas in ihr zu bewegen. Nicht sie wie eine echte Mutter als Tochter zu lieben. Einen Vater, der ihr unendlich viel Liebe spendete, hatte sie immerhin schon.

Vielleicht war es des Schicksals Gang – oder der Wille der Macht, die hinter dem Schicksal stand –, dass Paula ihr mit ihrem vermeintlich unvollendeten Abgang ein vollendetes Geschenk gemacht hatte – das Geschenk eines Mysteriums, das sie heute magnetisch anzog.

Was hielt das Leben eines Sternenflotten–Offiziers für Erlebnisse bereit? Was wartete hinter dem, was heute als die letzte Grenze bekannt war?

Möglicherweise – diese Hoffnung war in Nella seither beständig – konnte sie auf diesem Wege, indem sie in ihre Fußstapfen trat, etwas über ihre Mutter in Erfahrung bringen, das ihr ansonsten verborgen bleiben würde. Welche Rechtfertigungen hatte es für Paula gegeben, sich mehr ihrer Profession zu verschreiben als der eigenen Familie? Gab es überhaupt eine? Sie wusste: Ihre Erfahrungen mit der Sternenflotte in der Zukunft würden ihre Urteile über die Vergangenheit bestimmen. Im Guten oder im Schlechten.

Dann betrat sie den großen Podiumssaal – hunderte von Bewerbern fanden sich hier gerade ein –, nahm an einem der freien Tische Platz und wartete, bis die Prüfung begann…

Viele Stunden später stapfte Nella über einen schlammigen Pfad und schluchzte, vom Wolkenbruch eines Gewitters bis auf die Haut durchnässt. Wind zerrte an ihr, schleuderte ihr Regentropfen ins Gesicht, die sich mit Tränen vermischten.

Sie hatte eine schwere Demütigung erlebt.

Zwar hatte sie sich auf die mathematischen Probleme weit über das Maß der Notwendigkeit hinaus vorbereitet, jedoch dabei die allgemeinbildenden Bereiche Geschichte und Wirtschaft fast völlig außer Acht gelassen. Dies war ihr zum Verhängnis geworden – und somit fehlten ihr schließlich und endlich immer noch fünf Punkte, um die Aufnahmeprüfung zu bestehen.

„Wir danken Ihnen für Ihr Bemühen.“, hatte der Professor gesagt, der die Ergebnisse verkündete. „Bewerben Sie sich doch nächstes Jahr erneut.“

Warten…bis zum nächsten Jahr…

Eine lange Zeit.

Aber Nella würde es tun. Sie würde sich solange bewerben, bis sie diese verfluchte Prüfung meisterte und der Akademie beitreten konnte.

Das war ihr Schicksal. Sie spürte es, umso mehr, da sie heute versagt hatte.

Und niemand würde sie davon abhalten, ihr Ziel zu erreichen.

Völlig durchnässt betrat sie schließlich das Haus, verteilte jede Menge Tropfen auf den Teppichböden und dem Parkett.

Sie nahm sich ein Handtuch aus dem WC und rieb sich die Haare trocken, auf dem Weg ins Wohnzimmer.

Nella fand George im großen Sessel, vor dem Kaminfeuer sitzend, vor. Tiefe Falten fraßen sich in seine Stirn. Er machte einen besorgten Eindruck.

„Hallo, Daddy.“ Nella ging vor dem Kamin in die Hocke, um sich an der grellen, knisternden Hitze zu wärmen.

Zum ersten Mal, solange sie denken konnte, begrüßte George sie nicht, sondern blieb weiterhin sitzen, den Blick abgewandt. „Und? Hast Du es vollbracht?“, fragte er nach einer Weile.

„Nein.“, entgegnete Nella. „Ich habe es nicht geschafft. Aber nächstes Jahr schaffe ich es.“

„Dann ist ja alles *bestens*!“ George sprang aus dem Sessel und setzte sich in Bewegung, bereit, das Wohnzimmer zu verlassen.

Doch Nella reichte es. Ihr war Dads merkwürdiges Verhalten schon aufgefallen, als sie heute Mittag das Haus verließ, um nach San Francisco zu fliegen.

„Dad? Was zum Teufel ist in Dich gefahren?“

George blieb einfach stehen, ohne sich zu ihr umzudrehen.

„Dass Du mir nicht noch einmal solche Kraftausdrücke benutzt, mein sehr junges Mädchen.“, raunte George.

„Ist doch völlig egal!“, rief Nella widerstrebend.

„Das ist es gewiss nicht.“

„*Doch*! Und jetzt sag’ mir endlich, was mit Dir los ist.“, sagte sie fordernd.

George schien sich selbst wieder herunterzuholen und seufzte schließlich. Dann drehte er sich um, kam ein paar Schritte näher…und Nella erkannte die Tränen in seinen Augenwinkeln.

„Du darfst das nicht tun, mein Goldvogel.“ Er sank zu Boden und begann zu schluchzen.

Sofort begab sich Nella zu ihm, strich ihm über den Rücken. „Dad, *Dad*…*was* darf ich nicht tun? Bitte sag’s mir.“

„Zur Sternenflotte gehen.“, erwiderte er, gegen eine immer stärker werdende Flut von Trauer und Tränen ankämpfend. „Du darfst es nicht.“ Nella sah, wie seine Hände zitterten. „Deine Mutter machte denselben Fehler. Und sie bezahlte dafür. Viel zu teuer, mein Goldvogel. Viel zu teuer. Sie ließ uns beide nicht nur hier zurück, seitdem sie ihr Kommando hatte…sie machte uns zu einer verkrüppelten Familie.“

„Bitte sprich nicht so über Mom, Dad.“

„Ich tue es, mein Mädchen.“, sagte George entschlossen. „Weil ich sie geliebt habe und das werde ich immer tun. Aber sie wurde ein Opfer ihres Berufs. Ein *Opfer*, hörst Du? Ich will nicht, dass Du ihr hinterher eilst, bloß wegen eines Gefühls…weil Du glaubst, Du könntest Dir Deine Mutter auf diesem Weg zurückholen.“

„Ich *kann* sie nicht zurückholen, Dad.“, versicherte Nella. „Und das war auch nicht meine Absicht. Es ist *mein* Wunsch, zur Sternenflotte zu gehen. Mom half mir, das zu verstehen. Aber ich bin nicht sie und ich werde auch nie so sein, das weiß ich. Aber hin und wieder versuche ich mir

vorzustellen, wie sie war. Und vielleicht kann ich es herausfinden, wenn ich mich an ihr orientiere."

Jetzt blickte George hoffnungsvoll zu ihr auf. „Ich liebe Dich, mein Mädchen. Das wird sich nie ändern. Ich werde Dich immer und mit all meiner Kraft unterstützten. Wie die Gezeiten auch sein mögen…"

Nella ließ es geschehen und fiel ihm in die Arme. „Ich liebe Dich auch, Dad. Du bist der größte Held, den es für mich gibt. Und das wird sich *auch* nie ändern."

Etwas hatte sich verändert.

George ging nach oben und kam wenige Minuten später mit einem Brief in der Hand zurück.

Ohne ein Wort zu verlieren reichte er ihn Nella und ging dann hinaus auf die Terrasse.

Ein wenig verdutzt blickte sie ihm hinterher, bis sich ihre Aufmerksamkeit einzig und allein auf den Brief fokussierte.

Sie öffnete den Umschlag…und zog ein von Hand beschriebenes Blatt Papier hervor.

Eine wunderschöne Schrift.

Sie begann zu lesen…

Ich kenne Deine Träume. Ich habe sie in Deinen Augen gesehen, gleich nachdem Du das Licht der Welt erblicktest.

Und so wusste ich von Anfang an, dass wir zwei eine ganz besondere Verbindung teilen, egal, wie wir später zueinander stehen würden…

Eines Tages wirst Du vor der Entscheidung stehen, ob die Sternenflotte für Dich als Zukunft infrage kommt.

Alles was ich Dir dazu sagen möchte, ist, dass es keine einfache Entscheidung werden wird. Und die Aufgaben, vor die Dich das Dasein eines Offiziers stellen wird, sind voll von Verantwortung und Entbehrungen.

Allerdings gibt es so vieles zu sehen, so viel zu gewinnen.

Der Captain, unter dem ich eine zeitlang diente, sagte immer: ‚Wenn Sie Angst davor haben, sich eine blutige Nase zu holen, sollten Sie lieber zuhause unter der Bettdecke bleiben. Im All gibt es keine Sicherheit. Doch nur die Wunder und Überraschungen, mit denen alle Bedürfnisse gestillt werden. Aber das ist nichts für die Ängstlichen.'

So sieht es aus, meine kleine Nella. Wenn Du wirklich diesen Weg einschlagen willst, dann wirst Du ihnen begegnen müssen, den Gezeitenwechseln Deines Lebens…

Vergiss jedoch nie: Ich werde immer bei Dir sein.

Egal wie, wo und wann…

In Liebe
Mom

:: Kapitel 4

Desillusionierung

Vier Jahre später, im Alter von einundzwanzig, bestand Nella die Abschlussprüfung mit Auszeichnung. Sie hatte Hervorragendes geleistet, nicht nur beim Studium, sondern auch bei den Aktivitäten, die nicht direkt den Lehrplan betrafen.

Zwar begleiteten sie auf ihrem Weg nur sehr wenige Freunde, doch das war für nur typisch für sie. Sie konnte mit einem großen, oberflächlichen Bekanntenkreis nicht viel anfangen, konzentrierte sich lieber auf wenige, wichtige Personen in ihrem Leben und ging mit ihnen durch dick und dünn.

Eine solche Person war Kathryn Janeway. Ihre Sandkastenfreundin war ein Jahr nach ihr auf die Akademie gekommen, und sie hatte in ihrem Stammbereich – Astrophysik – so richtig aufgeräumt. Kathryn war ein selbstbewusster Typ, und ihre markanten, etwas eckigen Züge verliehen ihr die nötige Unterschrift. An ihrer Seite fühlte sich Nella unantastbar; ihre anfänglichen Probleme mit dem Selbstbewusstsein lösten sich schon im zweiten Jahr an der Akademie auf. Sie hatte nun keine Probleme mehr damit, in aller Öffentlichkeit zu lachen und zu wetteifern, sich mit anderen gegenseitig Streiche zu spielen, sich zu verlieben, zu verachten und bestimmte Ausbilder zu verehren.

Als sich die Wege der beiden jungen Frauen mit Nellas Versetzung auf die *U.S.S. Rutledge* wieder trennten, hatten sie beide genug voneinander gelernt, um darauf eigen-

ständig aufzubauen. Dennoch würde Nella Kathryn vermissen – wenn sie jemals eine wahre Freundin besessen hatte, dann war sie es gewesen.

Doch schließlich akzeptierte sie den Trennungsschmerz und trat dann an, um das Leben zu führen, das die Sternenflotte anzubieten hatte. Das Leben, das Nella Daren ursprünglich gesucht hatte. Auf den Spuren ihrer eigenen Mutter…

Die erste Konfrontation, die sie hatte, war eigentlich kaum der Rede wert und streng genommen bloß eine Begegnung. Doch sie schickte sich an, dass Nella verstärkt über den Brief ihrer Mom nachdachte, den sie vor ihrem Eintritt an der Akademie gelesen hatte.

Über die Grenzen, die einem Offizier der Sternenflotte unbedingt auferlegt waren.

Sie war Fähnrich an Bord der *Rutledge*, Adjutant des Captains Benjamin Maxwell, eines hochgewachsenen Mannes mit glattem, fast faltenfreiem Gesicht und ausdrucksstarken Augen, in denen Intelligenz und Schläue leuchteten. Er gehörte zu den Männern, die die Gesellschaft und Kameradschaft anderer Männer bevorzugten. Er war verheiratet, hatte zwei Söhne, und alles deutete darauf hin, dass er seine Frau verehrte. Aber den meisten Frauen – so auch Daren – begegnete er mit einer eher sonderbaren Galanterie, die darauf hinwies, dass er sich in ihrer Nähe nicht wohl fühlte. Trotzdem war er von Darens Fähigkeiten und Talenten beeindruckt gewesen, womit sie in Kürze, trotz ihres niedrigen Rangs, an den wissenschaftlichen und taktischen Kontrollen der Brücke Dienst tun durfte.

Daren befand sich auf der Brücke, als das fremde Schiff geortet wurde. „Die Sensoren erfassen ein nicht identifi-

ziertes Raumschiff, eins Komma sechs Lichtjahre entfernt.“, meldete sie. „Es nähert sich mit Abfangkurs.“

„Enthalten die Datenbanken der Sternenflotte einen Hinweis?“, fragte Maxwell interessiert. Seit einem Monat kartographierten sie einen abgelegenen Sektor des Alpha–Quadranten und angesichts der Langeweile war jede Abwechslung willkommen.

„Es könnten Cardassianer sein, aber einem solchen Schiffstypus sind wir bislang noch nicht begegnet.“ Daren blickte auf die Anzeigen der Sensoren. „Sie scannen uns ebenfalls.“

„Legen Sie das Schiff auf den Schirm, sobald es in visuelle Reichweite gelangt.“ Sie dachten beide daran, dass ein ähnlicher Dialog vermutlich auch an Bord des unbekannten Raumers stattfand. Beide Schiffe führten Sensorsondierungen durch und versuchten, vor dem eigentlichen Kontakt so viele Informationen wie möglich zu sammeln.

Daren spürte, wie ihre Anspannung wuchs. Die Cardassianer standen in dem Ruf, sehr gefährlich und unberechenbar zu sein.

„Da ist es, Captain.“, sagte sie. Ein vages Bild erschien auf dem Hauptschirm, ein Schemen, der sich fast zwischen den Sternen verlor.

„Vergrößern.“, ordnete Maxwell an.

Daren hatte bereits die entsprechenden Schaltelemente betätigt und das Bild auf dem Schirm gewann deutlichere Konturen, zeigte ein großes, dreigeteiltes Kriegsschiff mit eindrucksvollen Waffensystemen.

Ein externer KOM–Kanal wurde geöffnet und plötzlich blickte ein Cardassianer vom Hauptschirm: Groß und langgliederig, mit dicken Knorpelsträngen, die am breiten Hals empor führten und bis zur Stirn reichten. Die schwarzen Augen glänzten wie Obsidian.

„Nennen Sie Ihre Absichten, Föderationsschiff.“, sagte der Mann ohne einen Gruß vorabzuschicken.

„Ich bin Captain Benjamin Maxwell vom Föderationsschiff *Rutledge*.“, sagte Maxwell ruhig. „Wir kartographieren diesen Sektor für unsere astrographischen Datenbanken.“

„Sie sind dem cardassianischen Hoheitsgebiet gefährlich nahe.“, erwiderte der Mann, der offenbar nicht bereit war, seinen Namen zu nennen. „Ich sende Ihnen die Koordinaten der Grenzen und rate Ihnen dringend, sie zu respektieren.“

Daren und Maxwell blickten auf die Anzeigen ihrer Konsolen, als die angekündigten Daten eintrafen. Der Captain runzelte die Stirn und sah wieder zum Schirm.

„Wir wissen, auf welches Raumgebiet die cardassianische Union Anspruch hat. Es kam zu einigen Begegnungen zwischen ihren Schiffen und unseren. Aber offenbar zeichnen sich ihre Grenzen durch eine gewisse Flexibilität aus. Nach diesen Daten zu urteilen ist das cardassianische Territorium im Verlauf des letzten Monats erheblich gewachsen.“

„Stellen Sie unsere Ansprüche in Frage?“

„Ich versuche nur, sie zu verstehen. Nach unseren Karten verläuft die letzte gemeldete Grenze etwa zwei Lichtjahre von hier entfernt.“

„Die *neuen* Daten sind korrekt.“

„Weiß der Föderationsrat davon?“

„Es ist nicht unsere Pflicht, dem Föderationsrat Bericht zu erstatten. Wir sind autonom und lassen uns von Fremden nichts vorschreiben.“

„Es ging mir lediglich darum, ein wenig Kooperationsbereitschaft vorzuschlagen.“, erwiderte Maxwell gelassen. „Wenn wir in KOM–Verbindung bleiben und miteinander sprechen, sinkt die Gefahr unangenehmer Missverständnisse.“

Der reptilienhafte Cardassianer kniff die Augen zusammen. „Drohen Sie mir, Föderationscaptain?“

Die Sensoranzeigen wiesen Daren darauf hin, dass das energetische Niveau in den cardassianischen Waffensystemen stieg. Sie sah zu Maxwell, der die Kampfbereitschaft der Cardassianer ebenfalls bemerkte, aber nicht darauf reagierte.

„Ganz und gar nicht. Ich bemühe mich nur, mit Ihnen zu kommunizieren.“

„Wenn Sie solchen Wert auf Kommunikation legen, teile ich Ihnen Folgendes mit: Es wäre besser für Sie, das cardassianische Territorium *sofort* zu verlassen.“

Daren und Maxwell wechselten einen raschen Blick. Offenbar hatte sich der Verlauf der cardassianischen Grenzen soeben erneut geändert.

„Soll das heißen, dass wir uns jetzt *im* cardassianischen Gebiet befinden?“

„Natürlich. Sehen Sie selbst.“ Neue Daten wurden übermittelt und deuteten darauf hin, dass sich die *Rutledge* ein ganzes Stück hinter der Demarkationslinie befand.

Daren spürte, wie Ärger in ihr entstand – der Cardassianer wollte ganz offensichtlich provozieren. Glaubte er vielleicht, dass sie sich einfach so einschüchtern ließen und wie gezüchtigte Hunde fortschlichen?

Da sich der taktische Offizier Miles O’Brien derzeit im Maschinenraum aufhielt und seine Station deshalb unbesetzt war, wechselte Daren rasch dorthin. Sie legte die Torpedo–Werfer unter Energie, ebenso die Phaser, davon überzeugt, dass ihr der Captain jeden Augenblick eine solche Anweisung erteilte.

„Deaktivieren!“, sagte Maxwell sofort und fügte diesem einen Wort einen finsteren Blick hinzu. Widerstrebend kam Daren der Aufforderung nach.

„Eine kluge Entscheidung, Captain.“, schnurrte der Cardassianer, den Daren immer mehr verabscheute. „Es ist viel besser, wenn Sie jetzt Ihr Triebwerk aktivieren und fortfliegen.“

„Ich hoffe, Ihre Regierung nimmt irgendwann diplomatische Beziehungen mit der Föderation auf.“, sagte Maxwell. „Dann ließen sich bedauerliche Zwischenfälle dieser Art vermeiden.“

„An diesem Zwischenfall ist nur bedauerlich, dass Sie darauf bestehen zu reden, anstatt auf meine Forderungen einzugehen.“

„Uns liegt nichts an einem Konflikt mit Ihnen und deshalb ziehen wir uns zurück. Aber unsere Regierung wird von dieser Sache benachrichtigt, seien Sie versichert.“

Der Cardassianer lächelte freudlos und drohend. „Bei der Vorstellung zitterte ich vor Entsetzen.“, spottete er und unterbrach die Verbindung. Der Hauptschirm zeigte das cardassianische Schiff, dessen Waffenbatterien weiterhin aktiviert waren.

„Wir hätten uns nicht so herumkommandieren lassen sollen.“, sagte Daren sofort. „Unser Schiff hat ein ebenso großes Potenzial wie das der Cardassianer – wir hätten es ihm sehr schwer machen können.“

Captain Maxwell richtete einen verständnisvollen Blick auf sie. „Ja, Fähnrich. Dazu wären wir imstande gewesen. Aber zu welchem Zweck? Wir sind mit einer Kartographierungsmission beauftragt, nicht damit, Zwischenfälle mit möglicherweise ernsten Konsequenzen zu verursachen. Außerdem würden wir genauso wie sie sein, würden wir ihre Mittel anwenden. Wissen Sie, meine Großmutter lehrte mich einen entscheidenden Satz: ‚Fange niemals einen Streit an, aber beende ihn stets.’“

Daren suchte einen Moment lang nach neuen Argumenten. „Uns trifft nicht die geringste Schuld.“, sagte sie. „Die

Cardassianer waren es, die ihren Grenzverlauf einfach so veränderten."

„Auf solche Feigheiten achtet kaum mehr jemand, wenn die Waffen sprechen." Maxwell nickte Daren verständnisvoll zu. „Als ich in Ihrem Alter war, hatte ich ebenso empfunden. Wenn Sie älter werden, werden Sie die Worte beherzigen, die mich meine Großmutter lehrte."

Daren schwieg verdrossen und suchte in ihrem Gedächtnis nach historischen Beispielen für Gelegenheiten, bei denen Gewalt die einzige Lösung des Problems gewesen war und Beschwichtigung durch Zugeständnisse das Unvermeidliche hinausgezögert sowie dem Gegner erlaubt hatte, frühzeitig an Boden zu gewinnen. Es gab sie reichlich. Trotzdem wusste sie, dass der Captain die Situation richtig eingeschätzt hatte. Ein Sternenflotten–Erkundungsschiff und ein cardassianischer Kreuzer waren wohl kaum imstande, die Politik der jeweiligen Regierungen so oder so zu beeinflussen. Eine direkte Konfrontation hätte die Beziehungen zwischen den beiden Mächten nur verschlechtert. Deshalb war es besser nachzugeben.

Trotzdem brannte etwas in Daren, ein Groll, den sie nicht aus sich vertreiben konnte, so sehr sie es auch versuchte.

Das war der Anfang der Desillusionierung.

Langfristig konnte die Sternenflotte nicht bei ihrer vernünftigen Politik bleiben. Cardassianische Schiffe sorgten immer wieder für Provokationen am Rand des Föderationsraums – es handelte sich um den absichtlichen und gut organisierten Versuch, Vergeltungsschläge herauszufordern. Da es die Cardassianer dabei häufig mit zivilen Kolonisten anstelle von disziplinierten Sternenflotten–Offizieren zu tun bekamen, erreichten sie ihre Ziele. Aus Meinungsverschiedenheiten wurden Auseinandersetzungen und führten zu Scharmützeln, die schließlich zu Kämpfen und

Schlachten eskalierten – jedoch ohne offizielle Kriegserklärung der beiden Seiten. Überall entlang der cardassianischen Grenzen entstanden Krisenherde, bis der Föderation nichts anderes mehr übrig blieb, als militärisch zu intervenieren.

Daren war in ihrem dritten Jahr an Bord der *Rutledge* zum stellvertretenden wissenschaftlicher Offizier aufgestiegen und hatte viele Freunde gewonnen. Die Crew und sie waren aufeinander eingespielt, obgleich sie es bedauerte, immer weniger Zeit für zwischenmenschliche Beziehungen übrig zu haben – die Krise mit Cardassia hielt die Patrouillenschiffe am Grenzperimeter tüchtig in Atem.

Und so kam eine Zeit, da auch der standhafte und seither mit glänzenden Idealen beschlagene Benjamin Maxwell sich im Rahmen dieses Konflikts veränderte.

Es war das Massaker von Setlik III, das eine neue Dimension in den Auseinandersetzungen zwischen der Föderation und den Cardassianern einläutete.

Weil cardassianische Streitkräfte auf Setlik, einer abgelegenen Föderationskolonie in Grenznähe, ein massives Arsenal von Massenvernichtungswaffen vermuteten, griffen sie die den Außenposten ohne jede Vorwarnung an. Über hundert Zivilisten kamen dabei auf grauenvolle Weise ums Leben, einschließlich der Frau und der beiden Kinder von Captain Maxwell, die dort gelebt hatten.

Die *Rutledge* traf als nächstes Schiff erst am Morgen nach dem Massaker ein, und man sah sich nur mehr imstande, ein paar Flüchtlinge und in den Trümmern vorfindbare Überlebende auf Setlik zu retten. Für die Allermeisten kam jede Hilfe viel zu spät.

Lieutenant Daren war Mitglied der drei Außenteams, die unter dem Befehl des Captains, O'Briens und ihr selbst nach Setlik beamten.

Was sie dort vorfanden, veränderte ihre Auffassung vom Dienst in der Sternenflotte für immer.

Setlik war dem Erdboden gleich gemacht worden.

Der einst blühende Klasse–M–Planet war jetzt eine verbrannte, tote Welt. Die großen Wälder und Haine hatten sich in Sümpfe verwandelt, schwarz wie Ruß, und nur noch heißer Schlick erinnerte an die Seen. Die Koloniekomplexe existierten nicht mehr. Bomben hatten sie ausgelöscht und gewaltige Krater hinterlassen, in denen noch immer das Feuer der Vernichtung brannte.

Verkohlte Leichen lagen zu ihren Füßen. Es roch nach verbranntem Fleisch.

Die Bilder, die sich einem preisgaben, als sie durch die Überreste der Anlagen gingen, waren bar jeglicher Zensur. Es handelte sich um die niederste, die reinste Form roher Gewalt, die gerade die so genannten zivilisierten Gesellschaften in immer größeren Rekorden zur Welt brachten.

In diesen Stunden, und auch in den darauf folgenden Tagen, hatte Daren besonderes Augenmerk auf Captain Maxwell gelegt, der den denkbar größten persönlichen Verlust davongetragen hatte. Doch kurioserweise wartete sie vergebens auf eine Veränderung in seinem alltäglichen Gebaren. Er blieb gefasst, gesellte sich immer noch zweimal in der Woche in den Gesellschaftsraum zu seiner Crew, trank und lachte mit ihnen, riss selber Witze. Es war ganz komisch.

Zuerst hatte Daren angenommen, irgendetwas im Verhältnis zwischen Maxwell und seiner Familie sei nicht mit rechten Dingen abgelaufen – womit sich seine augenscheinliche Ruhe hätte erklären lassen können.

Doch natürlich war dem nicht so gewesen. Von einigen Kameraden aus der Crew, die mit Maxwell schon gedient hatten, lange bevor sie hinzugestoßen war, erfuhr sie, dass der Captain eigentlich vorgehabt hatte, bei sich bietender

Gelegenheit seinen Job bei der Sternenflotte an den Nagel zu hängen und den Rest seines Lebens voll und ganz der Familie zu widmen. Er liebte sie über alles. So, wie es eben sein sollte.

Jetzt war sie tot.

Es dauerte viele Monate, bis sich der Wandel manifestierte, der in einer ganz tiefen Seelenlage Maxwells wie ein Virus Fuß gefasst hatte. Es war nicht das Verhalten in Bezug auf seine Untergebenen, das sich veränderte, nein, sondern das Verhalten in Bezug auf Konfrontationen mit den Cardassianern – die es zweifellos nach wie vor gab.

Maxwell wurde aggressiver. Immer weniger schien er sich an seine eigenen, einst noch praktizierten Vorstellungen zu halten, die im Sprichwort seiner Großmutter – das Daren gut im Gedächtnis geblieben war – zum Ausdruck kamen. Er griff die Cardassianer an, wo er nur konnte. Und da Krieg herrschte, fand er immer wieder eine passende Begründung für diese Attacke auf ein Versorgungsdepot und jenen Präventivschlag auf eine kleinere Flottille des Gegners.

Maxwell entwickelte eine regelrechte Lust am Töten.

Niemand sprach es offen aus, aber in der Besatzung hatte sich schon sehr früh das Realisieren darüber eingestellt, dass der alte Maxwell mit dem Untergang seiner Familie auf Setlik III ebenfalls gestorben war. Was jetzt tagtäglich auf der Brücke saß, ununterbrochen nach neuen Möglichkeiten forschte, den Feind empfindlich zu treffen, war ein ruheloser Geist, auf dem ein Fluch zu lasten schien. Etwas, das an der Grenze zwischen Leben und Tod nagte, sich aus seiner scheußlichen Lage nicht befreien konnte und deshalb immer mehr dem Wahn anheim fiel.

Daren nahm etwa ein halbes Jahr nach dem Setlik–Massaker das Versetzungsangebot auf die *Crazy Horse* an, hauptsächlich deshalb, weil dort die Stelle des leiten-

den Wissenschaftlers frei geworden war. Allerdings hatte sie auch ein besonderes Augenmerk darauf gelegt, dass das Schiff, auf das sie sich transferieren ließ, sein Einsatzgebiet nicht mehr in der Nähe des cardassianischen Raums hatte.

Sie hatte genug davon gesehen. Genug Leid, genug Desillusionierung.

Sie würde nicht mehr mitbekommen, wie Maxwell auch nach Unterzeichnung eines Friedensvertrags mit Cardassia ein Jahrzehnt später immer noch den Krieg weiterführte und schließlich dafür alles verlor, was ihm geblieben war: sein Kommando.

Dabei war er doch nur ein Opfer des Kriegs geworden.

Schließlich wurde Daren anhand der Person Maxwells eines klar: Es handelte sich um einen sehr schmalen Grat, den ein Offizier der Sternenflotte für sich abstecken musste. Und manchmal wird er selbst ein Opfer der Umstände, unter denen er lebt.

Daren verlor nicht die Begeisterung für ihre Arbeit – ganz im Gegenteil –, jedoch trat eine Reife in ihr ein, die das kindlich–verträumte Funkeln aus ihren Augen verschwinden ließ.

In ihrer Zeit auf der *Rutledge* hatte sie eines gelernt…

Man betonte immer, wie groß doch der Weltraum sei und dass er voller unermesslicher Wunder steckte. Doch immer würde es zu wenig Platz für diejenigen geben, die mehr wollten. Und so würde es auch nie Ruhe geben. Nicht einmal in der Unendlichkeit des Weltraums, die so still und friedlich anmutete. Eine große, schöne Illusion.

Irgendein Teil von Daren war dankbar, dass ihr das Schicksal die Augen geöffnet hatte, und dass sie jetzt auch die Worte ihrer Mutter endlich verstand – weil sie sie erlebt hatte. Doch hätte es nicht auf diese Weise geschehen müssen…

Ihre Augen waren nun offen – ihr Herz war zu diesem Zeitpunkt jedoch nicht mehr so frei wie das achtjährige Mädchen, das bei seinem ersten Flug zum Mars zu träumen begonnen hatte…

:: Kapitel 5

Erwachsensein und Träume leben

2369

Lieutenant Commander Nella Daren trat hinaus aufs offene Feld.

Grillen zirpten in dichtem Strauch– und Buschwerk hinter ihr, dort, wo auch die Farm von Kathryn Janeway lag. Vor nicht ganz einer halben Stunde hatten sie sich voneinander verabschiedet. Doch Daren war aufgehalten worden. Sie stand immer noch hier.

Ein klares Himmelszelt, gesäumt vom Vollmond und dem Funkeln namenloser Lichter hatte den Abend über Nordamerika getragen. Die Sonne hing bereits in einem feurigen Rotton am Horizont und trieb ihre letzten Strahlen durchs Land.

Dennoch schien die Schwüle in der Luft mit dem Vergehen der Sonne nicht abzureisen.

Es war eine kleine, ländliche Gemeinde nahe Bloomington in Indiana, und Daren genoss es jedes Mal, hier zu sein.

Sie maß den letzten glühenden Schweif der Sonne, der auch hinter dem Gestirn vergehen sollte. Er tastete über die von der zarten Brise getragenen Felder. Der anliegende See glühte zartrosa, schien in Flammen zu stehen.

Zwei Mädchen, die der untergehenden Sonne entgegen rennen. Auf einem weiten, schier grenzenlosen Feld. *Unbeschwertheit. Sorglosigkeit. Freiheit.* Ein Bild, mehr noch,

ein Gefühl, das sich in ihr verfestigt hatte, wenn ihre Sinne mit den Geistern der Vergangenheit zusammentrafen: Der sonderbare Duft jener Provinz, der etwas von Flieder hatte.

„Nella?“ Kathryns Stimme in ihrem Rücken. Nella drehte sich um.

„Nella, Du bist ja *immer* noch hier.“ Ihre beste Freundin trat auf sie zu. Wie sie auch trug Kathryn die Uniform der Sternenflotte. Beide waren sozusagen nur auf dem Sprung zuhause.

„Ja, ich bin etwas hängen geblieben.“, gestand Nella. „Ich wollte mir den Sonnenuntergang ansehen.“

„Das hätten wir auch gemeinsam machen können.“, hielt Kathryn mit einem warmen Lächeln dagegen. Ihr Blick ging zum PADD in Nellas Hand. „Was ist das?“

Nella seufzte. „Der Grund, warum ich allein sein wollte. Es ist eine Beförderung von der Sternenflotte.“

„Mein Gott, Nella, das ist ja wundervoll.“ Ein Strahlen durchfuhr Kathryns Züge. „Wohin schicken sie Dich?“

„Nach ganz oben, wie es scheint. Es ist ein Angebot, den Posten des leitenden Stellarkartographen auf der „Enterprise“ zu übernehmen.“

Im nächsten Moment wusste Nella die Hand ihrer Freundin auf ihrer Schulter ruhen. „Wieso hast Du mir davon nichts erzählt?“

Wieder ein Seufzen. „Weil ich nicht weiß, ob ich annehmen soll.“

„Aber das war es doch, wovon Du Dein Leben lang geträumt hast.“

„Habe ich das wirklich?“ Sie wandte sich ab. Ein Blick zum Horizont verriet ihr, dass die Sonne bereits verschwunden war. „Oder war es vielleicht nur eine *Traum*fantasie?“

Spätestens jetzt wurde für Kathryn die Störung in Nellas Wohlbefinden deutlich. „Was hast Du?“

Erzähle es ihr…sie ist Deine beste Freundin, Nella…

„Ich blickte zurück auf mein bisheriges Leben in der Sternenflotte, und ich muss mir eingestehen, dass nicht alles so eingetroffen ist wie es sich das…Mädchen vom Mars vorgestellt hat. Der Weltraum kann ein sehr gefährlicher Ort sein, Kathryn. Die Erfahrungen unter Benjamin Maxwell und auf der *Crazy Horse* während der Tzenkethi–Krise haben vieles in meinem Denken verändert. Und ich weiß nicht, ob ich so weitermachen kann."

„Hast Du Dir etwa schon Gedanken über eine Zukunft *außerhalb* der Sternenflotte gemacht?"

„Nein,", gestand Nella, „aber eine Karriere als Pianistin in einer Big Band…das hätte etwas."

„Dass Du unglaubliches Talent in Sachen Musik hast, musst Du mir nicht sagen…aber…bist Du Dir sicher, dass Du diesen Schritt wirklich tun willst?"

„Nein. Das ist es ja gerade."

Kathryn nahm Nella bei den Schultern, drehte sie zu sich um, sodass ein Zwang herrschte, sich gegenseitig anzublicken. „Wovor hast Du Angst?"

„Ich…" Ein kurzes Zögern. „Ich blicke Dich an – und ich sehe die Person, die ich war…vor vielen Jahren. Der Erforscher, den sich das Mädchen vom Mars so sehr wünschte. Eine märchenhafte Vorstellung. So dachte ich, könnte ich auf die Spuren meiner Mutter kommen. Aber stattdessen bin ich vom Weg abgekommen."

„Du bist nicht abgekommen.", hielt Kathryn dagegen. „Du hast Deinen *eigenen* Weg gefunden."

„Ich habe etwas da draußen verloren. Und ich werde es nicht zurückbekommen."

„Das ist der Unterschied zwischen dem Leben und den eigenen Träumen, Nella. Aber sollten Träume deshalb nicht mehr gelebt werden dürfen?"

Wie weise sie doch ist., dachte Nella, und kurz darauf musste sie lächeln. „Nein. Nein. Du hast Recht, Kathryn.“

„Weißt Du, was mein Vater immer gesagt hat?“

„*Was* hat Edward gesagt?“

Kathryn deutete gen Himmel. „Es heißt, Träume seien wie Sterne. Und wir die Seefahrer, die sich nach ihnen richten. Selbst, wenn wir sie vielleicht nie erreichen, richten wir uns nach ihnen bei der Navigation durch unser Leben. Und indem wir *das* tun, kommen wir ihnen tatsächlich stets ein Stück näher. Es ist die andere Art, einen Weg zurückzulegen. Bleibe Deinen Träumen treu, Nella. Immer. Denn das ist mitunter das Allerwichtigste.“

Daren fühlte sich angenehm berührt. Irgendetwas in ihr war wieder zum Leuchten gebracht worden, und war es auch dieses Mal mehr die Illusion als die Vernunft.

Doch wer sagte, dass Illusionen etwas Schlechtes sein mussten?

„Danke, Kathryn. Das habe ich jetzt wohl gebraucht.“

„Ich werde stets für Dich da sein, Nella. Und selbst wenn ich eines Morgens aufwachen und am anderen Ende der Galaxis sein würde – ich würde zu Dir zurückkehren, wie lang und beschwerlich der Weg auch sein möge. Wir beide gehören zusammen.“

Beide Frauen fielen sich in die Arme, fingen sich gegenseitig auf, und Daren flüsterte ihr ins Ohr: „Die Schwester, die ich nie hatte…“

Als sie sich voneinander gelöst hatten, fragte Kathryn: „Kommst Du noch auf eine Tasse Tee ’rein?“

„Gerne.“

Zusammen schritten sie der offenen Tür des Anwesens entgegen.

„Und wo wir schon dabei sind, von der Zukunft zu sprechen,“, meinte Kathryn und hakte sich unter Nellas Arm ein, „möchte ich Dir auch etwas zeigen. Es gibt da ein

neues Schiff, das in der Utopia Planitia gebaut wird. Es ist eine kleine Revolution, und ich habe mir in den Kopf gesetzt, es eines Tages zu kommandieren.“

Daren war neugierig. „Erster Offizier der *Albatani* bist Du ja bereits. Und wie heißt nun Dein neuer Schwarm?“

Kathryn schmunzelte. „Per Aspera Ad Astra, Nella. Ich glaube, sie wird Dir gefallen. Ihr Name ist *Voyager*…“

Bogy't –

Deus Ex Machina

Klappentext

Wie viel Seelenschmerz ist ein Menschenleben imstande aushalten?

Diese erschütternde Frage zieht sich durch die Lebenslinien des *Moldy Crow*–XO Bogy't.

Von Anfang an ist er gezeichnet von den Verwerfungen des Lebens. Umso erstaunlicher ist es, dass es ihm schließlich gelingt, sein Glück zu finden.

:: Kapitel 1

Eine schier endgültige Erkenntnis

Es war schon merkwürdig, das Leben.

Der nunmehr neunjährige Bogy't gab sich jeden Tag aufs Neue mit Leidenschaft der Illusion hin, heute würde alles anders werden. *Besser*. Aber auch an diesem Tag machte ihm das Leben einen Strich durch die Rechnung.

Er saß mit seiner Mutter bei Tisch, und so wie jeden Tag starrte sie kopfschüttelnd in ihr Essen, stocherte darin herum und sagte dann: „Es geht nicht länger so weiter, Bogy't. Es geht nicht länger so weiter. Ich kann uns beide nicht mehr ernähren. Den ganzen Tag lang arbeite ich mich tot, aber ich bekomme einfach nicht genug Credits 'rein."

Bogy't kannte den Grund nicht, warum ihm seine Mutter jedes Mal aufs Neue diese ernüchternden Worte sagte, aber er konnte zumindest ihre innere Verfassung nachvollziehen, die ja auch etwas mit ihrer ständig drohenden Selbstresignation zu tun hatte.

Vor einem halben Jahr hatte Nagrette ihren Mann, er seinen Vater verloren. Careg war während eines Grubeneinsturzes ums Leben gekommen. Natürlich hatte jeder in der kleinen Familie – selbst Bogy't – gewusst, dass der Job eines Bergarbeiters ein harter war, und alles andere als risikofrei. Aber sowohl sein Vater als auch Nagrette waren seit jeher stolz darauf gewesen, Teil des aufstrebenden Unterfangens Europa Nova zu sein. Beide entstammten sie der Unterschicht – Careg hatte ein Jahrzehnt lang in einem innerstädtischen Bürogebäude auf Nydraris Fußbö-

den gewischt, Nagrette als ‚leichtes Mädchen' im urältesten Gewerbe auf Farius Prime gearbeitet. Eher zufällig lernten sie einander kennen und heirateten daraufhin hastig. Beide fällten den Beschluss, aus den Grenzen ihres allzu bescheidenen Daseins ausbrechen, ihr Glück anderswo versuchen zu wollen. Europa Nova, eine aufstrebende blockfreie Handelswelt, zog sie an. Nach der irdischen Tradition der Vereinigten Staaten hatte sie jemand als die ‚Welt unbegrenzter Möglichkeiten' tituliert. So waren sie nach Europa Nova gezogen, wo Careg eine Einstellung als Bergarbeiter, Nagrette den Job einer Bürohilfe erhielt.
Es waren harte Tätigkeiten, die nur sehr begrenzten Lohn einspielten. Trotzdem beschlossen sie, ein Kind zu bekommen.

Bogy't hatte seine Eltern von Anfang an als ehrliche und ungeheuer pflichtbewusste Leute im Kopf gehabt. Sie schufteten hart, ohne auch nur einmal zu murren, ohne Rücksicht auf eigene Verluste, und das nur, um ihm eine gesicherte Zukunft zu ermöglichen.

Jetzt war Careg tot und eine Verkettung unglücklicher Umstände hatte jüngst dazu geführt, dass Nagrettes Arbeitsplatz von ihrem Unternehmen wegrationalisiert worden war. Mit ihren nicht einmal dreißig Jahren hatte seine ungelernte Mutter keine andere Jobaussicht gehabt, und sie beide konnten auf die Credits nicht verzichten, nicht einmal für wenige Monate. Also war sie wieder anschaffen gegangen. In den Straßen von Europa Nova lümmelten sich oftmals fette, reiche Kaufmänner, die Interesse an einem kurzen Spaß hatten – und Nagrette eine Möglichkeit boten, den Unterhalt für sich und ihren Sohn zu erwirtschaften.

Sie war eine starke Frau, war sich für nichts zu schade, und Bogy't bewunderte sie dafür. Mehr als alle anderen.

Aber jenseits der Bewunderung für seine Mutter waren die Tatsachen bitter: Gerade in den kommenden Jahren, da Nagrette immer wieder zwischen verschiedenen Aushilfejobs, die unter normalem Mindestlohn bezahlt wurden, wechselte, manchmal sogar gleich annehmen musste, um genügend zu verdienen, sackte sie mehr und mehr in Depressionen ab. Vermutlich ahnte sie, dass sich das Schicksal – an das sie doch eigentlich stets geglaubt hatte, und zwar weil sie an Gott glaubte – nicht als gnädig erwiesen hatte. Die Entität, welche dieses Welttheater lenkte, hatte ganz einfach entschieden, sie auf der Strecke vergehen zu lassen, so schien es fast. Sie fragte sich wohl: Was habe ich falsch gemacht? Warum wird mir so etwas angetan, wo ich doch jede Faser meiner Existenz in den Dienst an meiner Familie, meines Sohnes, gestellt habe?

Zunächst verlor Nagrette ihren Glauben. Aber das hinderte sie nicht daran, sich weiterhin für Bogy't einzusetzen. Im Gegenteil, die schier endgültige Erkenntnis, dass Gott sie verlassen haben musste, steigerte ihr Bewusstsein für die letzte Front in ihrem Leben: ihr Sohn. Mit aller Verbissenheit warb sie Freier an, wollte so viele Credits wie möglich verdienen, um Bogy't eine gute Privatschule auf Europa Nova finanzieren zu können.

Für Bogy'ts Jugend, vor allem im Zeitraum vom elften bis zum sechzehnten Lebensjahr, bedeutete dies, alleine groß werden zu müssen. Ohne Eltern. Freilich, denn Nagrette konnte nicht überall sein.

Und so kam es, dass Bogy't sich für einen Freundeskreis entschied, der ihm – obwohl oder vielleicht *gerade* weil seine Sitten rau waren – das Gefühl gab, in eine Ersatzfamilie aufgenommen zu werden. Ihr Anführer war Stilly, ein äußerst aggressiver und grobschlächtiger Kerl, der in seiner Bande die Pflicht eingeführt hatte, regelmäßig die Schule zu schwänzen und hin und wieder ein wenig für Unterhaltung

zu sorgen – Bogy't hatte bislang keinerlei Erfahrungen mit Rauschgift gemacht, und eigentlich wusste er ganz genau, wie ihn seine Eltern und Lehrer stets davor gewarnt hatten, aber diesmal ging es nicht darum, sich an moralische und gesundheitliche Vorgaben von Richtig und Falsch zu halten, sondern um endlich Teil eines akzeptierten Ganzen zu sein. Nicht mehr allein zu sein. *Deshalb* nahm Bogy't die Drogen.

Über Jahre hinweg gedieh in ihm die Sucht, und wann immer Bogy't darüber nachdachte, wann es an der Zeit wäre, aufzuhören, kam ihm die Mitgliedschaft in Stillys Gruppe in die Quere: Er *wollte* dabei bleiben, um jeden Preis. Genauso verhielt es sich mit der Schule: Was brachte sie ihm schon? Ohne Stilly und die anderen fühlte er sich schwach, und so war die Entscheidung fremdgetroffen. *Er* war fremdbestimmt, in seinem ganzen Tun und Wirken.

Eine schier endgültige Erkenntnis…

:: Kapitel 2

Eine endgültige Entscheidung

Einer der Momente, die Bogy't sein Leben lang in Erinnerung bleiben würden, war der Tod seiner Mutter.

Nagrette war schließlich an einer fürchterlichen Lungenentzündung erkrankt, und von diesem Zeitpunkt ging es immer weiter bergab. Zunächst manifestierte es sich über bloßen Keuchhusten und Fieberattacken, später war sie nicht einmal mehr imstande, ihrem bemitleidenswerten Beruf nachzugehen.

Mit dem sechzehnten Lebensjahr sah Bogy't seine Mutter zum letzten Mal. Er würde es wohl nie vergessen, dieses Bild. Nagrette, kreidebleich und schweißnass, eingewickelt in eine Decke, der Leib unablässig zitternd. Sie kann kaum noch sprechen, jede noch so kleine Anstrengung tut ihr weh. Ein letztes Mal bittet sie ihn zu sich.

„Bogy't,“, keucht sie, „versprich mir, dass Du das Bestmögliche aus Dir machst.“

„Wie?“, fragt der Junge hilflos.

„Nimm meine Credits. Versprich mir, auf die Akademie der Sternenflotte zu gehen.“

Er wusste nicht, wie ihm geschah. „Ich verspreche es Dir.“, sagte er schnell, vom Leid ergriffen.

Kurz darauf schloss Nagrette für immer ihre Augen. Aber sie starb mit einem Lächeln.

Da stand Bogy't also, zurückgelassen mit einem Versprechen, welches er in erster Linie deshalb ausgesprochen

hatte, um seine Mutter nicht auch noch im Tod zu enttäuschen.

Doch worauf er sich eingelassen hatte, wusste er nicht.

Kurzweilig wurde er, der nun Vollwaise war, von einer Freundin Nagrettes aufgenommen, die Bogy't jedoch im höchsten Maße stiefmütterlich behandelte. Er hatte nichts mehr zu verlieren, riss sich los von allem, was er auf „Europa Nova“ gefunden hatte – von Stilly & Co., von den Drogen und vom Rausch – und beschloss, dem Versprechen nachzugehen, das er gegeben hatte.

In einer Rekordzeit holte er all den versäumten Stoff in der Schule nach und schloss mit gutem Ergebnis ab.

Mit achtzehn Jahren nahm er sein Leben endlich selbst in die Hand. Er schrieb sich bei der Akademie der Sternenflotte ein – und schaffte die Aufnahmeprüfung...

:: Kapitel 3

Endgültige Prägung

2364

„Viel zu langsam, Kadett! Zehn Runden!“

Bogy’t sah zu Lieutenant Nimembeh, dem Offizier seiner Vorbereitungsgruppe. Er war sicher, einige Sekunden schneller gewesen zu sein als beim letzten Mal – in knapp siebzehn Sekunden hatte er seinen Phaser demontiert, rekonfiguriert und wieder zusammengesetzt. Wie viel Zeit musste er denn *noch* einsparen? Er wollte gerade danach fragen, als Nimembeh sagte: „Wenn ich einen Befehl erteilte, so erwarte ich, dass Sie ihm *unverzüglich* Folge leisten! Fünfzehn Runden!“

„In Uniform und Stiefeln?“, entfuhr es Bogy’t ungläubig. Er war unerfahren genug, um nicht zu wissen, was er heraufforderte.

„*Zwanzig* Runden!“

Bogy’t brach auf, bevor Nimembeh die Rundenzahl erneut erhöhte. Empörung und Zorn brodelten in ihm. *Zwanzigmal* um den Platz in Uniform und Stiefeln? Mit Turnschuhen wäre alles ganz einfach gewesen, aber die schwarzen Lederstiefel eigneten sich nicht fürs Joggen. Bestimmt holte er sich Blasen. Dies war alles so willkürlich. Was sollte mit derartigen Maßnahmen bewirkt werden?

Glücklicherweise war es nicht besonders warm – in San Francisco wurde es selten zu warm – und eine kühle Brise wehte ihm entgegen, als er den Paradeplatz verließ, den

makellosen Rasen der Sternenflotten–Akademie hinter sich brachte und die Laufbahn erreichte. Mit der richtigen Kleidung wäre es sogar angenehm gewesen, zwanzig Runden zu laufen. Fünf Kilometer – unter normalen Umständen eine Kleinigkeit, genau die richtige Distanz, um sich aufzuwärmen.

Doch nach der Hälfte der ersten Runde wusste Bogy't, dass es nicht leicht sein würde. Die Kadettenuniform kratzte an einigen Stellen und die Stiefel waren schwer. Früher oder später würden sie ihm wie eiserne Gewichte erscheinen.

Er trachtete danach, seine Gedanken von allem Ballast zu befreien, konzentrierte sich nicht auf den Körper, sondern auf den Rhythmus des Laufens. Er konnte es schaffen und war entschlossen, alles ohne Klage hinter sich zu bringen – auf keinen Fall wollte er Nimembeh die Genugtuung gönnen, dass er versagte. Er stellte sich vor, auf seiner Heimatwelt Europa Nova zu sein, dachte an die riesige Hauptstadt, durch die er mit Stilly und seiner Bande vor einigen Jahren noch sorglos gelaufen war, in Versuchung geführt vom Gefühl der Unabhängigkeit. Damals war er völlig frei gewesen, von nichts und niemandem behindert. Trotz allem Übel, das er mitgemacht hatte, schien dieses goldene Gefühl – Unabhängigkeit – alle Bitterkeit, die Drogen und den Suff legitimiert zu haben. Doch diese Zeit war vorbei. Jetzt stand er im Leben. Und immer noch wusste Bogy't nicht, was er davon zu halten hatte.

Zu Anfang funktionierte es. Er fand zu einem Rhythmus, den die Stiefel tolerierten, ohne ich zu strafen. Er entdeckte auch die richtige Schrittlänge, um dafür zu sorgen, dass die Uniform möglichst wenig an den Innenseiten seiner Oberschenkel scheuerte. Er entsann sich an die Geräusche und Gerüche, die er damals bei seinen Steifzügen mit Stillys Bande wahrgenommen hatte. Erst jetzt wurde ihm klar, wie

lieb und teuer ihm jene Erinnerungen waren. Er besaß keine besseren.

Zehn Runden lang blieb alles erträglich und voller Reue dachte er daran, dass er jetzt alles überstanden hätte, wenn er bereit gewesen wäre, sofort zu gehorchen. Aber er hatte erst die Hälfte hinter sich, und bestimmte Anzeichen deuteten darauf hin, dass es bald schlimmer wurde.

Die Füße mussten in den Lederstiefeln viel aushalten und begannen zu protestieren. Die Beine sträubten sich immer mehr dagegen, so schwere Gewichte zu heben. Und was noch wichtiger war: Es entstanden wunde Stellen dort, wo sich die Reibung durch die Socken immer mehr auf die Haut auswirkte; an einem Zehengelenk, an der Ferse und an einem Mittelfußknochen.

Das würde besonders schwer zu ertragen sein. Wie seltsam, dass eine kleine Läsion in den obersten Hautschichten so intensiven Schmerz verursachen konnte – ein Hinweis auf das komplexe Netzwerk aus Nerven, das sich dort erstreckte. Nun, es gab Möglichkeiten, mit Schmerzen fertig zu werden.

Zwölf Runden. An drei Stellen hatten sich Blasen gebildet: Am linken großen Zeh, an der linken Ferse und am rechten Rist. Während der letzten beiden Runden hatten die Schmerzen exponentiell zugenommen, was nichts Gutes für die nächsten acht versprach.

Dreizehn Runden. Die Bahn schien auf schreckliche Weise länger geworden zu sein, weit länger als zweihundertfünfzig Meter. Bogy’t wurde langsamer, was die Schmerzen jedoch nicht linderte. Er biss die Zähne zusammen, dazu entschlossen, alles zu ertragen.

Vierzehn. Er zwang sich, an die Sommer auf Europa Nova zu denken. Tage, an denen er keine Sorgen verspürte.

Fünfzehn. Drei Punkte an seinen Füßen fühlten sich wie drei heiße Kohlen an, die sich in die Knochen brannten.

Bogy’t stolperte kurz und nahm seine ganze Willenskraft zusammen, um weiterzulaufen.

Sechzehn. Den Schmerz auf Distanz halten. Ihm nicht nachgeben, denn sonst würde er unerträglich werden. Die Aufmerksamkeit anderen Dingen widmen.

Bei Bogy’ts Volk gab es mehrere Bräuche, die der Selbstkasteiung dienten. Adlige Frauen auf Europa Nova führten zum Beispiel ein Ritual durch, bei dem es darum ging, die Zunge mit einem Dorn zu durchbohren und anschließend einen Strick durchs Loch zu ziehen. Adlige Männer standen ihnen in nichts nach, durchbohrten ihre Vorhaut und ließen Blut auf Papier tropfen, das sie dann als Gabe für die Götter verbrannten.

Was für armselige, rückständige Bräuche…, dachte Bogy’t säuerlich. Dabei war doch Europa Nova in der ganzen Galaxis anerkannt als fortschrittliche Welt.

Doch vielleicht hatte all das hier, was er an der Akademie durchmachte, auch etwas damit zu tun: Vielleicht wollte man ihn so auf seine Zeit als Krieger vorbereiten, und er hatte gar nichts gegenüber Nimembeh falsch gemacht…

Siebzehn. Der Schmerz beeinträchtigte inzwischen seine Fähigkeit, sich auf andere Dinge zu konzentrieren. Grausamkeit. Ging es der Sternenflotte darum? Was sollte mit dieser Gemeinheit erreicht werden? Bereitete es Nimembeh irgendein perverses Vergnügen, auf diese Weise seine Macht über die Kadetten zu demonstrieren? So erschien es Bogy’t, seit er an der Akademie eingetroffen und Nimembeh zugeteilt worden war. Jede Vorbereitungsgruppe bestand aus zwanzig Kadetten. Im Verlauf von zwei Wochen sollte der Ausbilder sie in eine disziplinierte, gut aufeinander abgestimmte Gruppe verwandeln, bevor das erste Semester der Akademie begann.

Von Anfang an gewann Bogy’t den Eindruck, dass es Nimembeh auf ihn abgesehen hatte. Er wies dem achtzehn-

jährigen Mann besonders unangenehme Aufgaben zu und bestrafte ihn streng, wenn er seinen Erwartungen nicht gerecht wurde – was praktisch immer der Fall war. Dieser zermürbende Fünf–Kilometer–Lauf stellte nur eine der disziplinarischen Maßnahmen dar, die Bogy't – als einziges Mitglied seiner Gruppe – hinnehmen musste.

Nimembeh mochte ihn also nicht. Aber jetzt fehlten nur mehr drei Runden, und er würde dem vermaledeiten Ausbilder zeigen, dass er sich nicht so leicht unterkriegen ließ. Was auch immer sich der verdammte Sadist für ihn einfallen ließ – Bogy't wollte es ertragen. Er wollte stark sein. Auch, wenn er jetzt keine Bande mehr hatte, in der er sich stark fühlen konnte. Er war allein.

Achtzehn Runden. Jeder Schritt schickte Dolche aus Schmerz von den Füßen zum Gehirn und Bogy't suchte verzweifelt nach einer Möglichkeit, damit fertig zu werden. Er begann zu singen…

Weiter vorn, am Ende der Laufbahn, stand jemand und zeichnete sich als Silhouette vor dem Licht der untergehenden Sonne ab. Es war Nimembeh. Den dürren Körper und kahlen, dunkelhäutigen Kopf hätte Bogy't überall erkannt. Bestimmt wollte er sehen, wie der Kadett zusammenbrach, aber Bogy't war nicht bereit, ihm diesen Gefallen zu tun. Er brachte die Kurve der Laufbahn hinter sich, ohne einen Blickkontakt herzustellen, sah das dunkle, ernste Gesicht nur aus dem Augenwinkel.

Neunzehn. Noch eine Runde. Eine Runde konnte er noch laufen, selbst mit blutenden Füßen und dem Gefühl, bei jedem Schritt auf Messerspitzen zu treten. Er konzentrierte sich auf das Erinnerungsbild der dunklen Gestalt vor der untergehenden Sonne, schleuderte ihr all seine Zorn und seine ganze Empörung entgegen. Die schrecklich heiß in ihm brennende Pein verstärkte den Zorn – Bogy't stellte

sich vor, wie eine Flamme daraus wurde, die Nimembeh verbrannte.

Dieses Bild brachte ihn durch die erste Hälfte der letzten Runde. Die zweite Hälfte trug ihn der Sonne entgegen und damit auch der Silhouette…

Die Gestalt hatte sich verändert. Bogy't sah nicht Nimembehs dunkle Präsenz, die ihn reglos observierte, sondern jemand anderen, eine Person, die einer hellen Erscheinung gleichkam, so als wäre ein Geschöpf aus Schnee vom Himmel herabgestiegen. Er erzitterte voller Ehrfurcht.

Als er näher kam, ließen sich Einzelheiten in dem weißen Glühen erkennen. Er sah eine Frau, in Weiß gekleidet, das Haar wie eine Wolke aus nussbraunen Farbtönen. Eine Wolkenfrau… Sie stand dort, wo eben noch Nimembeh gestanden hatte, und sie beobachtete ihn. War sie ein Phantom? Das Bild vor Bogy'ts Augen verschwamm und er schüttelte den Kopf, um wieder klar zu sehen. Schweiß rann ihm in die Augen und brannte.

Und dann beendete er die zwanzigste Runde.

Das Pochen seiner Füße veränderte sich, als er die Bahn verließ, das Gras daneben erreichte und die Veränderung in der Beschaffenheit des Bodens spürte. Die Knie gaben nach und er sank ins herrlich kühle und weiche Gras. Seine Finger bohrten sich in den Boden, als Feuer die Füße in Asche zu verwandeln schien.

Er atmete feuchte Luft, die nach Erde und gemähtem Rasen roch – ein herrlicher Duft, der ihn besänftigte. Er rollte sich auf den Rücken und sah die Wolkenfrau in der Nähe.

Sie war etwa in seinem Alter und ihre Haut zeigte ein geradezu unglaubliches Weiß. Die Augen standen im völligen Kontrast zur Haut, waren fast schwarz.

Wunderschön und gleichzeitig unergründlich…, schoss ihm ein Blitz durch den Kopf. *So muss ein Engel aussehen…*

„Hier.“, sagte sie mit der vagen Andeutung eines Akzents, den Bogy’t nicht kannte. „Ich dachte mir, dass Du vielleicht Durst hast.“ Sie führte eine Tasse mit kaltem Wasser an seine Lippen und er trank, so gierig wie ein Säugling an der Brust seiner Mutter.

„Danke.“, erwiderte er, doch seine Stimme war kaum mehr als ein heiseres Knurren. Er begriff, dass er vor dem Lauf nichts getrunken hatte und vielleicht an kritischem Flüssigkeitsmangel litt. Er setzte sich auf und schnitt eine Grimasse, als die Blasen an den Füßen bei jeder Bewegung protestierten.

„Du solltest die Stiefel ausziehen.“, sagte die junge Frau. „Barfuß ist’s besser.“ Sie überließ Bogy’t die Tasse, lehnte sich zurück und beobachteten ihn aus dunklen Augen.

„Wer bist Du?“, fragte Bogy’t, als er vorsichtig damit begann, die Stiefel abzustreifen.

„Melanie Perez.“, stellte sie sich vor. „Genannt Mel. Bin ebenfalls Kadett im ersten Jahr. Komme aus Tel Aviv in Israel.“

Sie war also doch kein Engel, sondern ein Mensch. Eine wunderschöne Menschenfrau, mit einer Aura, wie sie Bogy’t noch nie gegenübergetreten war. Die besondere Situation tat ihr Übriges.

„Hat hier vorher der Offizier meiner Vorbereitungsgruppe gestanden?“, fragte er, zog eine Socke aus und sah zwei blutige Flecken, am großen Zeh und an der Ferse.

„Ja. Er hat Dich fast die ganze Zeit über beobachtet und ging kurz vor dem Ende Deiner letzten Runde.“

„Konnte es wahrscheinlich nicht ertragen, dass ich durchgehalten habe.“, sagte Bogy’t mit einer Verdrießlichkeit, die Melanie sofort erkannte.

„Du glaubst, er sei von Deiner Leistung enttäuscht?“, fragte sie. „Was für eine seltsame Vermutung. Er hat keinen Grund, sich Dein Versagen zu wünschen.“

Bogy't hatte sich vom zweiten Stiefel und auch der zweiten Socke befreit. Einige Sekunden lang betrachtete er die Blasen am Fuß und erwiderte dann: „Ich habe einen anderen Eindruck gewonnen. Mir scheint, er würde sich sehr darüber freuen, wenn ich irgendwas nicht schaffe."

Schlagartig wechselte Melanie das Thema, vielleicht, weil sie seine Belastung bezüglich Nimembeh spürte. „Möchtest Du heute Abend im Arboretum mit mir spazieren gehen?"

Diese Frage verblüffte Bogy't. Das Arboretum war der traditionelle Treffpunkt für romantische Verabredungen aller Art. Bogy't hätte nie zu träumen gewagt, dass ihn eine junge Frau wie dieses…Engel dorthin einlud, nach nur einigen wenigen gewechselten Worten.

„Nun?", fragte Melanie mit ruhiger Entschlossenheit. „Ja oder nein?"

Er schnappte nach Luft. „Ähm…also…*ja*."

„Ich erwarte Dich um neunzehn Uhr am Eingang."

Bogy't vergaß die Schmerzen in den Füßen. Euphorie begleitete ihn auf dem Rückweg zu seinem Quartier.

– – –

Wenn Bogy't glaubte, dass ihn etwas Romantisches erwartete, irrte er sich. Es mangelte Melanie keineswegs an Enthusiasmus, ganz im Gegenteil. Sie zeichnete sich durch eine direkte, geradezu einschüchternde Leidenschaft aus, die ihn zutiefst beeindruckte und ihm den Atem raubte. Die junge Israelin erwies sich als komplexe Persönlichkeit und einige Aspekte ihres Wesens schienen einander zu widersprechen. Sie strahlte eine Anteilnahme aus, die Bogy't außergewöhnlich fand. Andererseits vertrat sie strikte Meinungen in Bezug auf gewisse Dinge und hatte einen Eigensinn, gegen den sich nicht einmal mit Photonen–Torpedos etwas ausrichten ließ.

Hinzu kam eine spitze Zunge, die wie ein Skorpion stechen konnte.

Bogy't bekam sie recht oft zu spüren.

„Mal sehen, ob ich Dich verstanden habe.“, sagte Melanie nachdenklich. „Du hast Dein Bett so gemacht, wie Du es wolltest, und nicht so, wie es den Wünschen der Sternenflotte entspricht. Aber es ist die Schuld Deines Quartieroffiziers, dass er Dich gemeldet hat.“

„Du siehst das falsch. Das Bett war völlig in Ordnung, genau so, wie es die Vorschriften verlangen. Die meisten Leute hätten nicht einmal einen Unterschied bemerkt. Und mein Zimmer war makellos sauber.“

„Das will ich auch hoffen. Immerhin hast Du nicht einmal einen Zimmergenossen, der für Unordnung sorgen könnte.“

Das stimmte. Eine der wenigen Annehmlichkeiten an der Akademie bestand für ihn darin, dass man ihn allein in einem Zwei–Personen–Quartier untergebracht hatte. Bogy't wusste das zu schätzen, denn er legte großen Wert auf seine Privatsphäre.

An diesem Tag saßen Melanie – er nannte sie inzwischen fast nur noch ‚Mel' – in einem Studierzimmer der Akademie, an einem Fenster, das Ausblick über die Bucht von San Francisco gewährte. Am vergangenen Tag hatte das Meer im Sonnenlicht geglitzert und Liebhaber des Segelsports hatten das gute Wetter genutzt, um sich in kleinen Booten mit bunten Segeln vom Wind durch die Bucht treiben zu lassen. Für Bogy't hatten sie wie bunte Vögel ausgesehen, die zwischen den Wellen hin– und hersausten.

Heute entsprach das Wetter eher der Norm von San Francisco. Ein dunkler Himmel wölbte sich über die Stadt und Nebel umhüllte die Golden Gate Bridge, die noch immer die Bucht überspannte. Es war kein guter Anfang der Ausbildung, gemeldet zu werden – so etwas konnte seine Aussichten für die Kommandolaufbahn beeinträchtigen.

Und das alles nur wegen dummer, überspannter Vorschriften.

Mel schien das nicht zu verstehen und Bogy’ts Ärger darüber, es ihr immer wieder erklären zu müssen, nahm zu. Sie sah ihn einfach nur ruhig aus ihren dunklen Augen an und versuchte nicht einmal, Verständnis für seinen Standpunkt aufzubringen.

So wie jetzt, als es darum ging, wie man die Betten machte. Bogy’t hielt die ganze Sache ohnehin für Zeitverschwendung – warum das Bett machen, wenn man einige Stunden später wieder unter die Decke kroch? Als Kind hatte er sein Bett nie gemacht. Vielleicht hatte das aber auch daran gelegen, dass ihm niemand irgendwelche Vorschriften gesetzt hatte. Seine Eltern waren fast die ganze Zeit über arbeiten gewesen. Aber Bogy’t bildete sich auch ein, dass Careg und Nagrette verstanden hatten, auf welche Dinge es ankam und auf welche nicht.

Er weigerte sich nicht etwa, diese sinnlose Aufgabe zu erfüllen. Natürlich wusste er, dass es bei der Sternenflotte Regeln gab, und er war bereit, sie zu beachten.

Aber es existierten vernünftige Regeln – und absurde. So, wie er das bislang beurteilen konnte, schien die Sternenflotte eine Vorliebe für letztere zu haben. Und es hatte doch keinen Sinn, sich sklavisch an irgendwelche dämlichen Verordnungen zu halten, oder?

„Was ist so wichtig an einer mitraförmigen Ecke?“, fragte Bogy’t und ärgerte sich noch immer darüber, dass der Quartieroffizier solchen Wert auf Konformität legte.

„Seit Jahrhunderten werden Betten mit mitraförmigen Ecken gemacht…“, begann Mel.

„Und ich schätze, dadurch sind solche Betten allen anderen überlegen.“, warf Bogy’t ein, aber Mel achtete nicht darauf.

„Die Sternenflotte hat entschieden, dass die Betten auf diese Weise gemacht werden. Nur darauf kommt es an.“

„Warum kommt es nur darauf an? Spielt der gesunde Menschenverstand überhaupt keine Rolle? Wenn mein Bett genauso ordentlich ist wie die anderen – warum ist meine Methode dann nicht so gut wie der Sternenflotte?“

Für einen Sekundenbruchteil schienen Mels Lippen ein amüsiertes Lächeln anzudeuten, aber vielleicht bildete sich Bogy’t dies auch nur ein. Er hoffte es. Die Vorstellung, dass sich diese ungewöhnliche Frau über ihn lustig machte, oblag ihm ganz und gar nicht.

„Hat man Dich als Kind sehr verwöhnt?“, fragte sie und wechselte das Thema, eine Taktik, die sie schon mehrmals benutzt hatte.

„Was soll *das* damit zu tun haben?“

„Du verhältst Dich wie jemand, der daran gewöhnt ist, immer seinen Willen durchzusetzen.“

Der Ärger brodelte jetzt heftiger in Bogy’t. Mel neigte dazu, auf einem Punkt herumzureiten, wie jemand, der lange genug an Schorf kratzte, bis die Stelle zu bluten begann. „Jetzt hör ’mal zu – meine Eltern starben, noch bevor ich erwachsen werden konnte!“, rief er. Zum Glück war gegenwärtig niemand anders im Studierzimmer, sodass er sich keine Hemmungen geben musste. „Ich habe gelernt, dass die eigene Freiheit das Kostbarste auf der Welt ist, denn all das, von dem wir glauben, es zu besitzen, ist eine Illusion. Ich musste sehr früh auf eigenen Beinen stehen. Sag Du mir nicht, wie ich mein Leben zu leben habe.“

Mel wartete geduldig, bis er sich entladen hatte und keine Worte mehr nachlegte. Sie musterte ihn ruhig. Dann fragte sie, ganz unverblümt: „Wenn Du Deine Widerspenstigkeit so sehr liebst, warum bist Du den zur Sternenflotte gegangen?“

„Ganz einfach: Weil ich meiner Mom, als sie starb, mein Wort gegeben habe. Sie hat ihr ganzes Leben lang für Credits geschuftet, um mir den nötigen Vorschuss für die Akademie zu verschaffen. Ich…bin ich es ihr schuldig.“

„Mit dieser Einstellung wirst Du scheitern, Bogy’t.“, sagte Mel, frei von Zurückhaltung.

„Es steht Dir nicht zu, so etwas zu sagen, Mel.“, fauchte Bogy’t. „Es steht Dir verdammt noch mal nicht *zu*.“

Daraufhin lächelte Mel, aber es verbarg sich nichts Geringschätziges dahinter. Es war ein zärtliches Lächeln, das Bogy’t dahinschmelzen ließ. „Die Sternenflotte wird sehr gut für Dich sein, Bogy’t.“, sagte sie sanft. „Aber Du musst ihr die Gelegenheit geben, Dich zu erreichen. Und den Leuten, die Dich mögen, auch.“ Sie beugte sich vor, hauchte ihm einen Kuss auf den Mund, griff dann nach ihren Handcomputern und ging. Bogy’t sah ihr nach, fühlte noch immer ihre herrlichen Lippen auf den seinen und fragte sich, was sie mit den letzten Worten meinte.

– – –

Bogy’t bekam seine Klassenzuweisungen und stellte erleichtert fest, dass Nimembeh ihm für die Zeit in der Vorbereitungsgruppe gute Zensuren erteilt hatte.

Vielleicht also hatte Mel Perez Recht gehabt.

Die kommenden Jahren auf der Akademie waren für Bogy’t weißgott kein Zuckerschlecken, aber er fand eine Balance in seinem neuen Leben, die er sich nicht einmal vorzustellen gewagt hatte.

Der Kuss, den ihm Mel erteilt hatte, wiederholte sich nicht. Zumindest nicht für die nächsten Jahre. Zu wichtig war ihm die Freundschaft geworden, die sich zwischen beiden ergeben hatte. Bogy’t *hatte* schließlich seine eigene Clique hier gefunden, und diesmal schien es die richtige zu sein. Eine,

die seinem Leben gut tat, weil sie sich nicht auf Zwängen, sondern Freiheit baute. Diese Clique bestand aus Mel und ihm selbst.

Bogy't liebte Mels Reife, die so ungewöhnlich anmutete. Mindestens so ungewöhnlich wie die Fähigkeit, mit der sie ihn stets aufs Neue überraschte. Irgendein Teil blieb auf eine süße Weise stets unergründlich, und Bogy't lernte mit ihrer Hilfe, was es bedeutete, ein erwachsener Mann zu werden.

Mel organisierte Rendezvous für ihn, weil er zu schüchtern war, half ihm bei Dingen, die er sonst nicht tat.

Doch eines Tages – das dritte Jahr an der Akademie neigte sich dem Ende –, als sie ihm beibringen wollte, wie man mit einem Mädchen tanzte, da geschah etwas, das sie beide wohl nicht vorhergesehen hatten. Die Leidenschaft brach durch, und eine Mauer fiel, ohne, dass sie gefragt worden waren.

Zunächst fühlte sich Bogy't so gut wie noch nie zuvor in seinem Leben, glaubte, er habe endlich etwas erreicht, auf das er stolz sein konnte. Endlich etwas erreicht, das positiv war und Bestand hatte. Mel und er waren ein Paar.

Bestand… Doch dies war ein Irrtum.

Irgendwann trat ein Zeitpunkt ein, da wurde offensichtlich, wie wenig sie als Partner zueinander passten.

Die Trennung kam schnell, fast zu schnell, nach Abschluss des vierten Jahres an der Akademie.

In seine Lebensgeschichte jedenfalls ging Mel Perez als Symbol für einen wichtigen Teil seiner verspäteten Jugend ein. Nie konnte Bogy't sie gänzlich vergessen – selbst, wenn er sie nicht mehr liebte –, weil sie in gewisser Weise mehr eine Lehrerin für ihn darstellte als eine Partnerin oder Freundin. Sie vermittelte ihm das Gefühl, die kindliche Unschuld ausleben zu dürfen, die er auf Europa Nova niemals gehabt hatte.

Doch schließlich war auch er erwachsen geworden.
Und da gab es kein Zurück mehr…

:: Kapitel 4

Weitere Lebenslinien

Neben Mel hatte Bogy't im dritten Akademiejahr mit einem jungen Mann namens Joe Freundschaft geschlossen. Er war ein hochgewachsener Blondschopf mit einer ausgefallenen Fantasie und einem ungeheuren Talent für Quantenphysik.

Gemeinsam wurden sie nach erfolgreicher Beendigung ihrer Ausbildung im Jahre 2368 auf die *U.S.S. Mendocino*, einem alten Kreuzer der Excelsior–Klasse, versetzt.

Die nächsten fünf Jahre verbrachte *Fähnrich* Bogy't damit, ein routiniertes, ziemlich unabhängiges Leben an Bord der *Mendocino* aufzubauen. Abgesehen von Joe kam es zu keinen wirklichen Freundschaften, und hin und wieder entsann er sich an die wundervolle Zeit mit Mel Perez. Andererseits gab ihm sein Beruf als Navigator der *Mendocino* auch reichlich Gelegenheit, eine Art öffentliche Existenz aufzubauen, derer er sich sicher sein konnte.

Meist suchte sein Schiff die Missionen auf den primären Versorgungsrouten des Alpha–Quadranten, betrieb Grenzkontrolle oder eskortierte wichtige Frachtkonvois. Nichts Haarsträubendes.

Und Bogy't war dankbar dafür.

– – –

Im Jahre 2373 brach der Krieg gegen das Dominion aus, jener Großmacht, die ihre Einflusssphäre vom fernen Gamma– in den Alpha–Quadranten ausdehnte.

Da Europa Nova sich in etwaiger Nähe des bajoranischen Sektors befand, also in einer kritischen Kriegszone, beschloss Bogy't zurückzukehren, um seine alte Heimat zu beschützen. Vor wenigen Jahren hatte die Sternenflotte einen kleinen Stützpunkt auf Europa Nova eingerichtet, und so war es kein größeres Problem, um eine Versetzung zu bitten.

In den Wirren des Kriegs zerriss die letzte für Bogy't bedeutsame Freundschaft mit Joe, der vom Geheimdienst der Sternenflotte ein lukratives Angebot erhalten hatte.

Die Zeit während des Kriegs verbrachte Bogy't größtenteils mit Warten. Die Föderationsflotten kämpften verbissen um diese Raumbereich, und so drang niemals auch nur ein Jem'Hadar–Flügel nach Europa Nova durch.

Doch in den letzten Kriegsmonaten passierte es schließlich doch, dass zwei Breen–Kreuzer durchbrachen. Es gelang ihnen sofort, die orbitale Verteidigung von Europa Nova auszuschalten sowie den einzigen Sternenflotten–Kreuzer, der zu diesem Zeitpunkt im Orbit gelegen hatte.

Bogy't hatte damals zur zweiten Schwadron von Abfangjägern gezählt, und er wusste, dass sie die Breen nicht ohne ein waghalsiges Manöver wieder loswerden würden. Im Kampf gegen den Feind hatte es viele Verluste gegeben, doch schließlich glückte es einem verbliebenen Teil der Schwadron, angeführt von Bogy't, die Breen in einen nahe gelegenen Nebel zu locken und dort geschickt in die Fänge eines für ihre Sensoren unauffindbaren Asteroiden zu lenken.

Bogy't hatte sich niemals besser gefühlt, als etwas in seinem Umfeld hochgegangen war…

– – –

Nach Kriegsende erhielt Bogy't seine Beforderung zum Junior–Lieutenant, und er schrieb sich auf der *U.S.S. Defiant* in der Sicherheitsabteilung ein. In der Folge nahm er an einer dreimonatigen Explorationsmission in den Gamma–Quadranten teil.

Bogy't lernte hier, dass er keine Forschernatur war, aber die Gespräche mit Elias Vaughn machten ihm Mut…

:: Kapitel 5

Die Flut

Patricia war Bogy'ts erste wirkliche Liebe.

Und dabei war sie so gar nicht die Frau, von der er geglaubt hätte, sich in sie zu verlieben.

Sie lernten einander kennen, als er auf der Durchreise nach Rigel II, wo er ein paar Tage wohlverdienten Landurlaub bei seinem Vetter fristen wollte, in Marseille auf der Erde Zwischenstation einlegte. Es war ein schmuddliger, kleiner Pub. Von diesem Unrat einer Kneipe erwartete er nur, dass sie seinen Durst stillte, nicht sein Leben in eine gänzlich neue Bahn lenken sollte.

Der Barkeeper stellte ein Glas auf den Tresen und eine dunkle, beschlagene Flasche daneben. Sie wirkte wundervoll kalt und Bogy't hob sie an die Wange, bevor er sie öffnete und das Glas füllte. Das Bier schmeckte köstlich, war stark und ein wenig süß, hinterließ einen herben Nachgeschmack.

„Sie sind wohl die Sommer auf der Erde nicht gewohnt."

Eine Frau setzte sich zu ihm, vielleicht zwei oder drei Jahre älter als er. Sie hatte kurzes, lockiges Haar, braun, und es wogte angenehm, als sie lächelte und dabei eigentümlich mit dem Kopf wackelte.

Sie hatte ihn einfach angesprochen.

Er hatte ihr geantwortet – ein Gespräch ergab sich.

Das war der Anfang. Der Anfang einer Verzauberung seines Lebenspfades, die er nie für möglich gehalten hätte…

Patricia war Künstlerin. Eine erfolgreiche Literatin und Poetin. Und sie wohnte sprichwörtlich am Ende der Welt.

Nachdem Patricia und er sich ineinander verliebt hatten, nahm sie ihn in ihre Heimat nach Schottland mit. Sie lebte an der Küste. In einem Leuchtturm. Auch, wenn der Schiffsverkehr schon vor Jahrhunderten eingestellt worden ist, weil er, von heutigen Gesichtspunkten aus betrachtet, unattraktiv und umweltgefährdend ist, zog Patricia es vor, dem Meer nahe zu sein. Sie verbrachten manchmal ganze Nächte damit, am langen Sandstrand spazieren zu gehen und dem grellen Schein ihres Turms zuzusehen, wie sein einsames Leuchtfeuer in die Finsternis der Nacht reichte. Es dauerte nicht lange, da hatte Bogy’t sich an das Rauschen der Wellen gewöhnt. Sie wiegten ihn in den Schlaf.

Patricia hatte ein eigentümliches Verhältnis zu den Gezeiten entwickelt. „Wann kommt die Flut?“, fragte sie stets, mit der Ungeduld eines kleinen Kindes. „Wann kommt die Flut, Bogy't?“

Bogy’t verstand sie bis zum Ende ihrer gemeinsamen Zeit nicht. Er wusste zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass jene Worte Patricias Lebens– und Identitätsgefühl im Kern ausdrückten.

Es war ein wundersames Verhältnis, das zum weitaus größten Teil von Gesprächen lebte. Von geistiger Nahrung. Patricia las ihm jeden Abend einen ihrer Romane vor, bis er spät in der Nacht einschlief. Er fühlte sich geborgen, so wie der kleine Junge, der nur selten etwas von seiner Mutter hatte vorgelesen bekommen.

In Patricia schien all das wieder zum Leben erwacht zu sein.

Mit dem Vergehen der Jahre kristallisierte sich eine feste Bindung heraus. Beide begannen damit, sich auf der Urlaubswelt Casperia Prime ein Ferienhaus zu bauen. Doch Patricias Bedingung für ein dauerhaftes Zusammenleben

war, dass er seinen Dienst bei der Sternenflotte niederlegte. Für Bogy't keine einfache Entscheidung, war doch seine Zeit bei der Raumflotte die einzige seines Lebens gewesen, wo er sich selbst etwas geschaffen hatte. Damals sagte er ihr, er würde aufhören, durchs All zu jagen wie ein Wilder, wenn sie ihn endlich zum Lieutenant beförderten.

Bevor dies geschah, geschah etwas anderes: Patricia wurde chronisch depressiv, und das aus einem für Bogy't nicht nachvollziehbaren Grunde. Er hatte wohl nie darüber nachgedacht, wie sehr sie sich mit den Figuren in ihren Romanen identifizierte. Sie lebte diese selbst kreierten Welten, und eine innere Uhr schien ihr zu sagen, dass sie ihr Glück auf Erden bereits gehabt hatte, dass es nicht mehr andauern musste.

Sitzungen beim Psychologen zeigten keinen Effekt, und Bogy't spürte, wie ihre gemeinsame Zeit ablief. Etwas lag in der Luft.

Eines Tages – es musste eine der letzten Nächte gewesen sein, die sie miteinander verbrachten – sprach er sie darauf an...warum sie sich stets nach der Flut sehnte? Sie sagte ihm, dass die Flut etwas Reinigendes habe. Sie nehme den an Land gespülten Schutt und Dreck und die Kadaver von Meerestieren wieder mit sich. Aber sie könne auch denjenigen mitreißen, der ihre Gefährlichkeit missachtet. Sie habe eine zerstörerische, aber auch eine schöpferische Seite.

„Die Flut wird uns alle eines Tages ergreifen.“, sagte sie mit einer merkwürdigen Melancholie in der Stimme. „Aber *wie* wir uns ihr stellen – *wie* wir uns ergreifen lassen – bestimmt, wozu wir werden.“

Bogy'ts Angst, Patricia würde sich etwas antun, erfüllte sich nicht. Stattdessen nahm sich das Schicksal ihrer an. 2377 kam sie bei einem Brand in einer U–Bahn ums Leben.

Als er davon erfuhr, war er zunächst am Boden zerstört. Aber dann dachte er daran, ob es nicht die Art Tod war, die sich Patricia gewünscht hatte.

Bis zum Ende blieb diese Frau – die einzige, die er bislang wirklich geliebt hatte – ein Mysterium für ihn, hatte doch ihr Leben jenseits alltäglicher Grenzen stattgefunden.

Und gerade im Tod ließ sie ihn nicht mehr los.

Ihr Leuchtturm ging nicht an Bogy't, da sie nie geheiratet hatten, sondern an einen entfernten Verwandten.

Für Bogy't war es an der Zeit, weiter zu ziehen – und diese ganze unglückliche Geschichte ein Beweis dafür, dass er nur eine Sache auf der Welt hatte, die ihn wohl nicht verletzen, in der er bedenkenlos aufgehen und sich hingeben konnte: seinen Beruf…

– – –

„Programmieren Sie einen Kurs, Steuermann. Warp sechs."

„Aye, Sir.", erwiderte Bogy't, jetzt *Lieutenant* Bogy't, und berührte die Schaltflächen, um die *U.S.S. Yosemite* nach Betazed zu bringen. Seit Monaten befand er sich an Bord dieses wissenschaftlichen Schiffes der *Oberth*–Klasse, das damit beauftragt war, in verschiedenen Systemen des Quadranten Daten über Sonnenwinde und Magnetfelder zu sammeln. Es gab aufregendere Missionen, aber nach der Verteidigung seiner Heimatwelt während des Dominion–Kriegs hatte Bogy't nichts dagegen einzuwenden. Etwas Ruhe tat ihm gut. Er wünschte sich weder Nervenkitzel noch Herausforderungen. An jedem Tag brachte er seinen Dienst hinter sich, trainierte dann mehrere Stunden im Sportzentrum, um sich fit zu halten, entspannte sich am Abend mit einigen Gläser Synthehol, schlief traumlos, stand auf und begann die ganze Routine von vorn.

Abwechslung boten allein die Landurlaube auf den verschiedenen Planeten, die sie anflogen. Jene Tage und Nächte verbrachte Bogy't mit einer einzigen Aktivität: Er stellte Frauen nach, in einem zynischen, fast psychotischen Versuch, den geschehen Schmerz ungeschehen zu machen. Die Absurdität jenen Versuchs zu realisieren, machte es nur noch schlimmer: Die Beziehung zu Frauen war nach Patricias Tod nur mehr von körperlicher Befriedigung geprägt.

Jetzt waren Frauen kaum mehr als ein Betäubungsmittel, auf das er nicht mehr verzichten konnte. Am leichtesten schlief er in den Armen einer geschmeidigen jungen Frau ein, und wenn keine zur Verfügung stand, gab er sich entsprechenden Fantasien hin.

Es fiel ihm nie schwer, eine willige Partnerin zu finden. Er war attraktiv und charmant und vielleicht verströmte er Pheromone, die keinen Zweifel an seinen Absichten ließen.

Es ging darum, sich vor Träumen zu schützen.

Der Traum, jemanden eines Tages wieder im Herz und Seele lieben zu dürfen…

Kurz nach der Graduierung und seiner Rückversetzung von Europa Nova auf ein Raumschiff, der *Yosemite*, erschien ihm ständig seine tote Patricia im Schlaf. Als er das erste Mal eine Nacht mit einer Frau verbrachte, träumte er überhaupt nicht und dieses Muster wollte er so oft wie möglich wiederholen.

Jetzt war die *Yosemite* auf dem Weg nach Betazed und Bogy't freute sich darauf, diesen besonderen Planeten zu besuchen. Die Betazoidinnen galten als schön und emanzipiert, eine Mischung, die er überaus reizvoll fand.

Wie er kurz nach der Ankunft feststellte, wurden die betazoiden Frauen ihrem Ruf durchaus gerecht.

Zahiras Haar war so dunkel, dass es fast blau glänzte, und ihre Haute hatte die Farbe von Baumwollblüten. Hinzu

kamen die für Betazoidinnen typischen dunklen Augen. Sie erinnerten ihn an Mel Perez, und dieser Aspekt steigerte Zahiras Reiz weiter. Sie arbeitete als zivile Wissenschaftlerin im kosmoschemischen Laboratorium. Ihr Verstand war so beweglich wie eine Gazelle und sie steckte voller Sinnlichkeit. Als Bogy't Zahira sah, begehrte er sie sofort, und er umwarb sie mit geübtem Eifer. Als der Abend dämmerte, wanderten sie durch einen wunderschönen Park. Solche Anlagen gab es allerorts auf Betazed – die Bewohner des Planeten waren sehr stolz auf ihre idyllischen Gärten. Blüten erzitterten, als sanfter Wind über sie hinwegstrich, und ihre Düfte vermischten sich miteinander zu einem betörenden Aroma. Irgendwo in der Ferne sang eine Frau. Der Wind trug die wehmütige, ergreifende Melodie zusammen mit dem Blütenduft durch den Park.

Bogy't zog Zahira auf den Boden und dort saßen sie auf einem weichen Moospolster. Ihm war fast schwindelig vom Duft der Blumen, dem melancholischen Lied und Zahiras verlockender Präsenz. Worte schienen gar nicht nötig zu sein. Er beugte sich vor, berührte ihre vollen Lippen mit den eigenen und spürte, wie sie erregt zitterten. Seine Hände strichen über ihre Arme, fühlten Wärme. Zahira atmete schneller und er küsste sie erneut, leidenschaftlicher als zuvor. Er wollte sie hier und jetzt, was auch ihrem Wunsch entsprach.

Eine seltsame, wie berauschende Benommenheit erfasste ihn. Der Blütenduft wurde überwältigend, durchdrang ihn, und das wehmütige Lied schien sich in sein Selbst zu bohren. Er schnappte nach Luft, atmete noch tiefer durch, und plötzlich drehte sich die Welt um ihn herum. Er zog die Hand fort von Zahiras willigem Leib und hob sie zum Kopf, wie um ihn zu stabilisieren.

„Bogy't…“, hauchte Zahira mit kehliger, drängender Stimme.

„Was passiert hier?“, brachte er hervor, als das Schwindelgefühl nachließ.

„Ich berühre…Dein Bewusstsein…mit meinem eigenen. Bitte…weise mich nicht ab…“

Er hatte die betazoide Telepathie vergessen. Als er den Blick auf Zahira richtete, sah er dunkel glänzende Augen und einen wie flehentlich geöffneten Mund. „So etwas habe ich noch nie zuvor erlebt.“ Er begehrte die junge Frau, aber das neue Empfinden schuf auch Unbehagen.

Zahira schob sich näher.

„Du brauchst nichts zu befürchten. Es wird wundervoll sein, das verspreche ich Dir. Die Einheit unserer Selbstsphären verstärkt das sinnliche Vergnügen.“ Ihre Pupillen brannten in der Dunkelheit. „Schließ die Augen. Lass mich Dich berühren…“

Bogy’t zögerte nur eine Sekunde, bevor er der Aufforderung nachkam und die Augen schloss. Sofort kehrten die Symptome des Rausches zurück, aber diesmal kämpfte er nicht gegen sie an. Er gab einer Sinnlichkeit nach, die so stark war, dass es ihm den Atem verschlug. Sein Selbst sauste durch den dunklen Park, huschte über die Baumwipfel hinweg, stieg zum Nachthimmel empor und tanzte zwischen den Sternen, die bunte Streifen bildeten, ein Kaleidoskop aus Mustern und Formen, bestehend aus seidenen Bändern. In diesem Paradies verschmolzen die Sinne miteinander : Er konnte Farben schmecken, den betörenden Blütenduft sehen und berühren, alles wurde zu einem Teil von ihm, drehte sich voller Verzückung, bis die Sterne stundenlang explodierten und er schließlich ganz sanft in Richtung Boden glitt, begleitet von erlöschendem Sternenfeuer, von stellarer Asche. Weiches Moos empfing ihn wie mit einer zärtlichen Umarmung.

Bogy’t öffnete die Augen. Zahira lag neben ihm und atmete ruhig. Ihr wundervoller Körper war nach wie vor entblößt;

die Feuchtigkeit der Wonne glänzte auf ihrer Haut. Zufrieden wandte sie sich ihm zu und griff nach seiner Hand. „Nun?“

„Es war…enorm.“

Sie stützte sich auf einen Ellenbogen und blickte ernst auf ihn herab. „In Deinem Bewusstsein gibt es etwas Dunkles, Bogy’t. Etwas, das Du vergraben hast, damit es Dich nicht verletzt. Es hat mir Angst gemacht.“

Bogy’t schwieg. Er hatte nicht daran gedacht, dass eine erotische telepathische Verbindung auch die Geheimnisse in seinem Selbst berührte. „Es tut mir Leid.“, erwiderte er und meinte es ernst. „Ich schätze, wir alle haben den einen oder anderen Dämon in uns. Aber ich schwöre Dir, dass er Dich nicht verletzen wird.“

Der Blick ihrer schwarzen Augen brannte sich in ihn hinein. „Du leidest sehr daran.“, sagte Zahira. „Ich muss Dich warnen: Nach dieser Erfahrung fällt es Dir vielleicht nicht mehr so leicht wie vorher, Dich vor dem Dunklen in Dir zu schützen.“

Eine kalte Lanze aus Furcht durchbohrte Bogy’ts Herz. Was bedeuteten diese Worte? Musste er damit rechnen, dass sein schrecklichster Schmerz jetzt wie der Kopf einer Schlange nach oben kam, zum Zubeißen bereit? In seiner Magengrube krampfte sich etwas zusammen und Übelkeit stieg in ihm empor. Er konnte nicht mehr sprechen.

Wann kommt die Flut? Wann kommt die Flut, Bogy't?
Wann kommt die Flut? Wann kommt die Flut, Bogy't?
Wann kommt die Flut? Wann kommt die Flut, Bogy't?

„Wenn Du gestattest… Vielleicht bin ich imstande, Dir zu helfen. Aber zuerst müssen wir darüber reden.“ Die Stimme war warm und voller Anteilnahme, bot ihm Freundschaft an. Einige Sekunden lang verspürte Bogy’t den verzweifelten Wunsch, dieses Angebot anzunehmen, sich an Zahiras Ruhe festzuklammern und die ganze schreckliche Wahrheit

aus sich herausströmen zu lassen, damit seine gepeinigte Seele endlich Frieden finden konnte. Er brauchte ihr nur alles zu erzählen.

„Eigentlich gibt es gar nichts, über das wir reden könnten.“, hörte er sich sagen und lächelte wie beiläufig. „Vielleicht siehst Du Ungeheuer, die überhaupt nicht existieren.“

Zahira antwortete nicht, berührte ihn an der Wange und sah ihm in die Augen. Bogy’t fürchtete, dass sie erneut versuchen wollte, einen Kontakt mit seinem Selbst herzustellen, und konzentrierte sich auf eine mentale Abschirmung. Nach einigen Sekunden ließ Zahira die Hand sinken und wandte den Blick ab: „Du tust mir Leid, Bogy’t.“, sagte sie so leise, dass er sie kaum hörte. „Sehr Leid.“

Und dann ging sie, nahm ihre Kleidung mit.

Es erklang kein Gesang mehr in der Ferne. Stille herrschte im Park, wie die Lautlosigkeit zwischen den Sternen.

Bogy’t fühlte sich so allein wie noch nie zuvor in seinem Leben…

:: Kapitel 6

Wider den Schmerz

Im Jahre 2378 erhielt der außerordentlich erfolgreiche Bogy't ein Angebot vom Sternenflotten–Geheimdienst, seinen Reihen beizutreten.

Für ihn war es nicht lange zu überlegen, gab es doch auf der „Yosemite" nicht genug zu tun, um all den Schmerz zu verdrängen, den Patricias Tod in ihm ausgelöst hatte und der durch den besonderen Kontakt mit Zahira intensiviert worden war.

Er traf diese Entscheidung, und sie veränderte erneut viele Dinge in seinem Leben.

Es kam zu einem Wiedersehen mit seinem alten Freund Joe beim Geheimdienst. Gemeinsam mit einer überaus attraktiven Vulkanierin namens Ma'tNaka bildeten sie ein Agenten–Trio, das verschiedenen, hochsensiblen Einsätzen zugeteilt wurde.

Doch schon der erste Einsatz erschütterte Bogy't in seinen Grundfesten.

Es ging um die Ermittlung eines riesigen Schwarzmarktgeschäfts des Orion–Syndikats, und Bogy't und sein Team waren auf die Fährte eines Bolianers namens Chell gekommen, der für das kriminelle Kartell die verschiedensten Dinge schmuggelte: Waffen, Schiffe, Mädchen…

Bogy't verfolgte Chell erbittert, doch immer wieder wurde er von ihm übers Ohr gehauen. Immer fand der Bolianer einen Weg, um seinen Fallen zu entgehen.

Dieser erste Einsatz führte Bogy't vor Augen, dass selbst seine berufliche Existenz nicht vor Niederlagen gesichert war, dass er sich einer Illusion hergegeben hatte. Chell wurde zum Symbol hierfür, und zwar, dass keine Phase seines Lebens ihm dauerhaftes Glück bescheren konnte. Schließlich nicht einmal der Beruf.

Von diesem Zeitpunkt an verwiesen Bogy'ts Leistungen beim SIA stetig nach unten. Tatsächlich war er zu keiner Zeit ein besonders guter Agent, jedoch außerordentlich gut darin, seine Vorgesetzten zu überzeugen, ihm diesen oder jenen Auftrag zu erteilen.

Das lief auch – bis zu einer Mission im Jahre 2382, bei der es um die Verfolgung eines cardassianischen Top–Terroristen namens Akellan Marcet ging. Dieser schmuggelte ein im höchsten Maße tödliches Virogen, das klingonische Piraten aus einem romulanischen Labor entwendet hatten.

Bogy't konnte ihm nicht das Handwerk legen – stattdessen wurde er schwer verletzt und war auf zahlreiche biosynthetische Prothesen angewiesen, die von nun an seinen Körper brandmarkten.

Er war sechsunddreißig Jahre alt, und selbst, wenn ihm das SIA eine Stelle auf der *U.S.S. Moldy Crow* suchte und ihn mit Glückwünschen in den Rang eines Lieutenant Commander erhob und versetzt, so wusste er doch, dass er versagt hatte.

Es war das Ende seiner Karriere.

Versagt im Beruf.

Versagt in der Liebe.

Versagt als Mensch.

Zu diesem Zeitpunkt wusste Bogy't nicht, dass die wundervollste Zeit seines Lebens noch vor ihm lag, und zwar an Bord der *Moldy Crow*…sowie eine Frau namens Annika

Hansen, die ihm den Beweis erbringen würde, dass er noch zu lieben imstande war…

Aber das ist eine andere Geschichte…

Chell –

Bonus vir semper tiro

Klappentext

Kaum jemand an Bord der *Moldy Crow* hat eine so zerrüttete Vergangenheit wie Lieutenant Chell.

Seine verbissene Suche nach Anerkennung und Selbstbestätigung führen ihn schließlich durch die mitreißendsten Gezeiten und zwischen die Fronten.

Es ist eine teils verzweifelte Beschwörung eines Lebens, welches der künftige Chefingenieur der *Moldy Crow* niemals besaß. Trotzdem gelingt es ihm am Ende, nach all den herben Niederlagen und persönlichen Verlusten, mit sich selbst ins Reine zu gehen.

:: Kapitel 1

Zu wissen, wer man sein will

Seit Chell ein kleiner Junge gewesen war, liebte er das Okallon–Fest mehr als alle anderen. Seine Schwestern, alle drei, verwöhnten ihn hemmungslos: Während des fünf Tage dauernden Festes buken sie ihm seine Lieblingsspeisen und erfreuten ihn an jedem Abend mit ausgefallenen Geschenken.

Das bemerkenswerteste Okallon–Fest erlebte er als Fünfzehnjähriger. Mehrere Wochen lang suchten die Bewohner von Bolarus IX, der bolianischen Heimatwelt, in den Wäldern nach den am besten duftenden Zweigen des Follas–Busches, um damit ihr Zuhause zu schmücken. Mindestens ebenso lange erfüllten die herrlichen Aromen von Xert–Gewürzen die Luft, als Obstkompotte entstanden, die bis zum ersten Okallon–Abend im Xert–Nektar reifen sollten. Dann wurden aus ihnen die zeremoniellen Elixiere, die man beim Schmaus am Ersten Abend trank.

Chell vermutete, dass seine Familie für jenen Abend eine große Überraschung plante. Bei mehreren Gelegenheiten hatte er bemerkt, dass seine Schwestern oder Eltern leise miteinander redeten und ganz plötzlich verstummten, als sie ihn bemerkten. Bei Gesprächen über die Vorbereitungen in Hinsicht auf das Okallon–Fest war ihm aufgefallen, dass die anderen oft hintergründig lächelten.

Er hoffte, dies alles richtig zu deuten. Seit er vor anderthalb Jahren seine Gesichtsfalte bekommen hatte – Zeichen für die Geschlechtsreife eines bolianischen Mannes –,

wünschte er sich ein Hover–Fahrzeug. Er sehnte sich nach der Freiheit, die es ihm bringen würde, stellte sich vor, damit die Weiten seiner wunderschönen Heimatwelt zu durchstreifen.

Chell war von Anfang an davon überzeugt gewesen, dass er seine Ziele erreichen würde. Immerhin war er auf dem Frachtschiff seiner Mutter geboren worden, direkt im Maschinenraum. Auf Bolarus glaubte man, dass sich die Widerstandskraft eines Babys verbessert, wenn es in der Nähe des Warpkerns geboren wird. Genau in diesem Glauben war Chell als einziger Sohn seiner Eltern erzogen worden.

Sie sagten immer, er sei ein Überlebenskünstler und er würde sich halt durchs Leben boxen, sollte es Probleme geben.

Zunächst würde sich also Chell zu seinem Hovercraft boxen. Irgendwie würde er seine Eltern schon überreden. Schwieriger als den Hovercraft eines Tages als Geschenk zu bekommen, würde es sein, ihnen beizubringen, dass er eine Weltreise auf Bolarus beabsichtigte.

Sein ganzes junges Leben lang hatte er große Freude am Wandern gefunden. Als Kleinkind büchste er oft aus, wenn seine Familie einen ihrer häufigen Ausflüge in die idyllischen Fjordlandschaften ihres Atolls machte. Chell hatte dabei noch nicht geahnt, welche Sorgen er seinen Eltern bereitet hatte. Als Achtjähriger hatte er den erlaubten Bereich eines Waldes erkundet und bat darum, die Grenze weiter hinauszuschieben.

Nur seine Schwester Tallani teilte diese Wanderlust. Sie war sieben Jahre älter als er und begleitete ihn bei Campingausflügen tiefer in den Wald hinein.

Chell verehrte sie deswegen. Sie packte immer wundervolle Leckereien für ihn ein, ganze Rucksäcke voller Fillyn und Trope–Riegel, von Raureif bedeckte Behälter mit eis-

gekühltem Zabosha. Stundenlang wanderten sie, tief hinein in den Wald. Tallani deutete dabei auf ungewöhnliche Pflanzen und Bäume, die nur an dunklen und feuchten Stellen wuchsen. Schließlich erreichten sie einen geheimen Ort, den Tallani vor einigen Jahren entdeckt hatte: eine Lichtung, auf der eine verlassene Hütte stand. Tallani glaubte, dass sie einst einem Waldarbeiter gehört hatte, aber niemand wusste, wer es gewesen und warum er fortgegangen war.

Einfacher konnte eine Hütte eigentlich kaum sein: nur ein Raum und ein Fenster. Die Einrichtung bestand aus einem Schrank, der nichts enthielt. Doch für Chell wurde schon bald ein Schloss daraus. Er entfernte Staub und Spinnenweben, stattete die Hütte mit Dingen aus, die er im Abfall der wohlhabenderen Viertel seiner Heimatstadt fand. Viele Wanderschaften durch den Wald waren nötig, um seine Besitztümer zur Lichtung zu bringen: Kissen, ein Feldbett, Lampen, Vorhänge. Tallani half ihm jedes Mal und trug die schwereren Dinge.

Nur sie beide wussten von der Hütte, niemand sonst. Chell teilte das Geheimnis weder mit seinen Freunden noch mit dem Rest der Familie. Tallani schien die Bedeutung dieser privaten Domäne für ihn zu verstehen und hütete das Geheimnis ebenfalls, soweit er wusste.

Viele Stunden verbrachte er dort und seine Aktivitäten veränderten sich, während er größer wurde. Als kleiner Junge gab er sich Fantasievorstellungen hin und schlüpfte in die Rolle des Prinzen Vokot, der vor Äonen die unheilvollen Loopoo–Geister von Bolarus vertrieben und dadurch dauerhaften Frieden geschaffen hatte. Er, Prinz Vokot, tötete den König der Loopoo–Geister, Deio: Mit Krummschwert Kajar schlug er ihm den Kopf ab und beendete damit für immer die Gefahr.

Er stellte sich die Siegesfeier vor, die nach der Legende vierzehn Tage gedauert hatte. Während dieser Zeit aß und trank Vokot nichts, verzichtete auch auf Schlaf – er hatte das Herz des getöteten Monstrums verspeist und dadurch genug Kraft. Diesen Teil übersprang Chell für gewöhnlich, denn er konnte – oder wollte – sich nicht vorstellen, ein rohes Herz zu essen.

Aber er genoss die Bewunderung des imaginären Volkes. Große Mengen jubelten ihm zu und waren so dankbar, dass sie ganz außer sich gerieten vor Entzücken. Immer wieder ließen sie ihn hochleben und schrieen voller Bewunderung. Vierzehn mythische Tage lang badete Vokot im Glück seines Volkes.

Mit dem Vergehen der Jahre verlor diese Fantasie ihren Reiz für den mittlerweile fast erwachsenen Chell. Doch ihr Kern blieb bestehen: Es war der Wunsch, weit hinaus zu ziehen, ins Unbekannte, vielleicht sogar in die Wildnis, und große, heldenhafte Taten zu vollbringen.

Chell war niemand, der sich selbst Fragen stellte, sondern eher sein Leben lebte und auf sein Bauchgefühl vertraute. Aber in manchem Lichten Momente, da war er sich natürlich dessen gewahr, dass es Gründe dafür geben mochte, dass er weiterhin Träume träumte, die auf ihre Weise genauso fantastisch waren wie der Kampf gegen Deio, während all seine Altersgenossen längst bodenständig waren und sich ihrer eigenen Zukunft auf Bolarus oder anderswo zugewandt hatten. Ja, es gab Gründe… Und der wohl ausschlaggebende von ihnen war: Chell hatte keine Freunde.

Freunde…er hatte sie noch nie gehabt, nicht soweit er sich entsinnen konnte. Möglicherweise lag es daran, dass er ein mehr als nur korpulenter Junge war – was nicht zuletzt auf einen nicht korrigierbaren Defekt in seinem Stoff-

wechsel zurückzuführen war – und an einer fast notorischen Schüchternheit, was zwischenmenschliche wie öffentliche Auftritte anbelangte. Außerdem hatte man sehr früh bei ihm eine Abnormalität diagnostiziert, die mit ansatzweiser Legasthenie gleichzusetzen war. Einfache, alltägliche Dinge fielen ihm unglaublich schwer, komplizierte Denkvorgänge, die jenseits der Alltäglichkeit vorkamen, erschienen ihm nicht so schwer wie seinen Schulkameraden. Vor allem in Gegenwart von Mädchen fühlte er sich im höchsten Maße unwohl, und den Mädchen schien es ebenso zu ergehen. Sie liebten andere Jungen, aber ganz gewiss nicht ihn, der – wenn er denn auf irgendwelche Feten eingeladen wurde – wie versteinert und einsam in einer Ecke stand und bestenfalls einer Topfpflanze Konkurrenz machte. Die Mädchen liebten Jungs, die permanent unterhaltsam und pflegeleicht im Umgang waren, und wenn sie dann auch noch gut aussahen, gab es daran nichts mehr zu rütteln.

Chell hatte sich schon längst damit abgefunden. Er hatte sich in der Kindheit und Jugend seine eigene Welt geschaffen, in der er große Taten vollbrachte. In der *er* der Held war. Und er konnte dankbar sein, dass ihn Tallani und seine Familie hierbei unterstützt, aufgefangen hatten.

Trotzdem trat, wie schon gesagt, irgendwann ein Zeitpunkt ein, da reichten dem fast zwanzigjährigen Chell seine Fantasien nicht mehr aus. Er wollte sein Leben jetzt selbst in die Hand nehmen, weit hinaus in die Welt und etwas bewirken. In erster Linie, um sich selbst zu finden. Wenn Andere schon Selbstverwirklichungsmöglichkeiten hatten, die er nicht besaß, so musste er endlich lernen, seinen eigenen Weg im Leben – und zwar nicht nur in seinen Tagträumen – zu finden.

Dies war wohl auch der Grund, warum seine Eltern ihm schließlich den Hovercraft schenkten – und mehr noch:

ihm gestatteten, sich auf eine Reise um die Welt zu begeben.

Und so kam es, dass Chell nach Abschluss der Torasa – der Name für die bolianische High School – sich mit zwei gepackten Koffern aufmachte, um sich ins Abenteuer zu stürzen…

:: Kapitel 2

Zu wissen, wer man sein könnte

Chell kam ganz schön herum. Und er kam zurück.

Wenn es etwas gab, das Chell im Zuge seiner zweijährigen Reise durch die Länder von Bolarus mitgenommen hatte, dann war es die Erkenntnis, dass es sehr schwierig war, von anderen Leuten gebraucht zu werden, nur weil man gebraucht werden wollte.

Chells Einschätzung nach ließen sich die vielen Personen, denen er in all der Zeit begegnete, in drei Kategorien einteilen. Erstens: Sie waren glücklich und zufrieden mit ihrer Existenz – so wie die meisten Bewohner von Bolarus, wie er feststellen musste – und brauchten damit keine Helden. Zweitens (dies galt nur für einen Bruchteil der Bevölkerung): Sie wünschten sich zwar eine generelle Verbesserung oder gar Veränderung in ihrem Leben, hatten aber schon Helden oder anderweitige Anker wie ihren Glauben, dass es eines Tages wieder bergauf gehen würde. Die dritte Kategorie war noch ernüchternder als die zweite: Es handelte sich um die Leute, die Helden einfach nicht in ihrem Leben haben wollten.

Unterm Strich hatten all diese Kategorien, mit denen Chell zusammengetroffen war, eine Schnittmenge: Sie zeigten eindeutig, dass für jemanden wir ihn, der Held sein *wollte*, der endlich irgendwo von irgendwem geliebt werden wollte, kein Platz war.

Die Reise ging ins Leere. Und das Ziel, dessen sich Chell erst nach und nach bewusst geworden war, verlief im

Sand. Vielleicht, dachte er, war ihm jenes Ziel, mit der er seine Reise angetreten hatte, erst durch sein Scheitern ersichtlich geworden.

Aber das machte es nicht, dass er sich besser fühlte. Ganz im Gegenteil: Als er nachhause zurückkehrte, um sein altes, abgebrochenes Leben wieder aufzunehmen, hatte er mehr denn je zuvor einen Eindruck gewonnen, der ihm sagte: *Diese Welt braucht Dich nicht. Dieses Leben braucht Dich nicht. Du bist ein Versager.*

Und Du hast verloren…

:: Kapitel 3

Zu wissen, wer man sein sollte

Mit dem Beginn seines zweiundzwanzigsten Lebensjahrs spürte Chell, wie der Druck durch seine Eltern von der bislang subtilen Weise in eine direkte Form überging.

Seine Mutter Ka'Toc machte ihm urplötzlich Vorwürfe daraus, dass er sein Leben nicht in beide Hände nehme. Sie sagte, sie habe viel Geduld und viel Feingefühl aufgebracht, um ihm eine Möglichkeit zu geben, sich selbst zu finden. Doch nun, bevor sie nicht mehr arbeitsfähig wäre, müsse sie dafür sorgen, dass ihr einziger Sohn es endlich zu etwas Vernünftigem bringe.

Chell kannte den Grund für die gravierende Wandlung im Verhalten seiner Mutter nicht. Er konnte nur darüber spekulieren, ob vielleicht sogar ihr Vater dahinter steckte und nun Druck über sie auszuüben suchte, so wie es eben in konservativen bolianischen Familien nicht selten der Fall war. Aber *hatte* er denn eine konservative Familie? Bislang war er von etwas Gegenteiligem ausgegangen.

Eine Sache zumindest vermochte Chell für sich zu widerlegen: Seine Mutter hatte geradezu so getan, als würde ihr Zukunft als Rentnerin so aussehen, dass sie einseitig abhängig von ihrem einzigen Sohn wäre. Welch merkwürdige Rechnung. Was war denn mit Tallani und seinen anderen beiden Schwestern? Sie alle studierten erfolgreich an zwei Eliteuniversitäten von Bolarus. Was konnte sich eine Mutter Schöneres für ihre Kinder wünschen? Und was kam es

da noch auf das vierte Kind an, das seinen Platz in der Welt einfach nicht fand?

Je mehr Chell darüber nachdachte, desto mehr glaubte er die wahren Beweggründe seiner Mutter verstehen zu können. Vielleicht machte sie sich, als sie nach der Rückkehr von seiner Weltreise sah, dass er sich nicht selbst begegnet war, schließlich Vorwürfe. Vorwürfe, wie sie sich eine Mutter nun mal machte, wenn dem Kind das eigene Glück versagt blieb. Und der einzige Ausweg, den sie zu sehen meinte, war jetzt eine Form jenen Drucks, den sie niemals ausgeübt hatte. Sie hatte wohlmöglich das Selbstvertrauen verloren, und obwohl sie ihre Warmherzigkeit und Geduld in all den anderen Lebenslagen nicht verlor, war das Verhältnis zu Chell von nun an geprägt durch sehr viel mehr Härte.

Dieser Härte war es zuletzt, die den fast dreiundzwanzigjährigen Chell dazu trieb, in ihre Fußstapfen zu treten und auf dem Frachtschiff eines bolianischen Logistikunternehmens anzuheuern. Und zwar als Mechaniker, unterer Dienstgrad für den Anfang.

Chell verrichtete seine Arbeit ohne zu murren, hatte er es doch irgendwann aufgegeben, seinen Träumen nachzustellen. Irgendwann hatte sich ein sehr nüchternes Verhältnis zur Realität eingestellt, und Chell dachte nicht mehr an Morgen, sondern blieb im Hier und Jetzt, tat seinen Job, verdiente auf ehrliche Weise seine Credits.

In diesem Lebensabschnitt kristallisierten sich seine technischen Talente und Fähigkeiten heraus, und er stieg einen Rang nach dem anderen im Maschinenraum der *Queen Vaq* empor, bis er schließlich den Posten des stellvertretenden Chefingenieurs erhielt.

Während eines kritischen Unfalls durch die Explosion einer Plasma–Leitung in unmittelbarer Nähe des Warpkerns bewies Chell jede Menge Know–how und Ge-

schick, als er die Notabschaltungssequenz manuell durchführte und das ganze Schiff nicht nur rettete, sondern auch vor unangenehmen Schäden bewahrte. Nach diesem Ereignis dauerte es nicht lange, da fand ein Verdrängungsprozess auf der *Queen Vaq* statt: In Anbetracht der Risiken, dem sein Schiff aufgrund des Transports teils unberechenbarer Substanzen permanent ausgesetzt ist, entschied der Kommandant, Chell als neuen Chefingenieur einzusetzen. Dies nahm ihm der bisherige Leiter der technischen Abteilung, ein alter Bolianer namens Woqat, persönlich recht krumm, konnte aber nichts ausrichten und musste sich in die Verwaltung des Unternehmens zwangsversetzen lassen.

Durch die Übergabe des Staffelholzes im Maschinenraum der *Queen Vaq* an Chell wuchs dessen Selbstwertgefühl beizeiten, flaute aber alsbald wieder ab.

Die Wahrheit war doch: Vom persönlichen Glück war er nach wie vor weit entfernt. Immer noch fehlten ihm wirkliche Freunde, eine Frau, die ihn liebte und die er lieben durfte. Immer noch fehlte ihm…ein Himmelslicht für die Zukunft.

Deshalb war Chell es zuletzt, der seine Depression keinen Riegel mehr vorschieben konnte, und bevor sich ein Abfall seiner Leistungen auf der *Queen Vaq* unangenehm bemerkbar machte, hatte er gekündigt.

Seine Eltern waren selbstverständlich über diesen Schritt erzürnt gewesen, habe doch aus ihrer Sicht nicht der geringste Anlass dazu bestanden. Doch Chell wusste, worum es ging. Er *fühlte* es. Und darauf kam es an. Also, um weiteren Konfrontationen mit ihnen aus dem Weg zu gehen, beschloss er, Bolarus zu verlassen. Immerhin – was hatte er schon zu verlieren? Er war nunmehr siebenundzwanzig Jahre alt und hatte nicht einmal den bolianischen Sektor verlassen. Die Neugier auf die Föderation jenseits von Bo-

larus war sein einziger Antrieb, und sie verhinderte bisweilen, dass er noch mehr hinschmiss als nur seinen Job.

:: Kapitel 4

Zu wissen, wer man sein darf

Die Erde. Der Blaue Planet. Zentrales Herzstück der Föderation.

Dorthin hatte es Chell verschlagen. Der Puls des Lebens hatte ihn angezogen, und er war einfach nur seinem Instinkt gefolgt.

Die Erde war interessant. Nicht nur, weil sie ein Paradies war. Sie beherbergte Dutzende von Spezies, die eifrig ihren Geschäften nachgingen. Es war ein anderes Klima als auf Bolarus. Alles und jeder waren viel freundschaftlicher gesonnen, marktwirtschaftlicher Konkurrenzdruck existierte nicht. Alles lag in der Balance, weil die Sensibilität dieser Welt weiter entwickelt war.

Trotzdem fand er auch hier keinen Anschluss. Vermutlich lag es daran, *dass* hier alles so perfekt anmutete. Es gab ihm das Gefühl, ein sozialer Fremdkörper zu sein, der nur neiden, aber nicht teilhaben durfte…

In einer Bar namens ‚Sandrine's' in der südfranzösischen Stadt Marseilles machte Chell die flüchtige Bekanntschaft mit einem jungen Terraner. Er hieß Tom Paris – und er schien genauso wenig vom Glück gesegnet zu sein wie Chell.

Ein echter Einzelfall auf der Erde!

Und Chell war es nur recht so, fand er in Paris doch eine Art Leidensgenossen vor, wie unterschiedlich die beiden Männer auch sein mochten.

Tom war der Sohn eines hohen Admiralstiers aus der Sternenflotte, und er hatte dem familiären Druck nicht standgehalten – ebenso wenig wie Chell, obwohl die Messlatte bei ihm nicht ganz so hoch angesetzt worden war.

Tom hatte ihm erzählt, schon als Kind habe er den Haarschnitt gehasst, den sein Vater ihm verpasste und trug eine Mütze. Außerdem habe sein Vater allenthalben von der Obersten Direktive gelabert, bis er es nicht mehr hören konnte. Nach Abschluss der Akademie kam Tom zu einer Einheit der SAV (= Small Attack Vessel), wo er sich zu einem hervorragenden Piloten entwickelte. Doch dann beging er bei einer Übung einen schrecklichen Fehler: Ein Pilot starb, und Paris fälschte die Berichte aus Furcht, die Karriere, die man von ihm erwartete, könnte Schaden nehmen. Nach qualvollen Nächten, in denen ihn sein Gewissen plagte – in denen ihn der tote Pilot heimsuchte, wie er sagte – zerriss er sein Lügengespinst wieder. Er sei erleichtert gewesen, alles zu gestehen, obwohl seine schrecklichsten Ängste wahr wurden: Man verstieß einen Paris aus der Sternenflotte – der gute Name war für immer beschmutzt.

Nun war Tom genauso heimat– und trostlos wie Chell. Ein zurückgelassener Vagabund auf den Straßen des Lebens.

Eine besondere Freundschaft entwickelte sich nicht zwischen beiden, da Tom sich über sein charmantes Gebaren und sein attraktives Erscheinungsbild eifrig am anderen Geschlecht bediente. Er hatte Chell gegenüber selbst zugegeben, dass er einst stabile, langfristige Beziehungen bevorzugt habe, jetzt aber nur noch auf Sex aus sei, weil Liebe nicht mehr vorkomme in seinem Leben. Es schien ganz so als benutze Tom die Frauen wie eine Art Droge. Eine Droge, genauso wie der Alkohol, den er in Massen konsumierte. Aber zumindest ergab es sich, dass Tom und

Chell sich regelmäßig zum Billardspielen im ‚Sandrine's' trafen.

Eines Nachts dann – Tom war gerade sturzbesoffen zusammen mit einer provenzalischen Schönheit, dessen Name Chell schon wieder vergessen hatte, abgerauscht – saß Chell als einer der letzten Besucher in der Bar.

Chell hasste sich dafür, dass er Tom hinterher eiferte und sich nun Whisky einschenkte. Puren Whisky. Auf Eis verzichtete er. Er saß allein an einem Tisch in der Ecke und kippte sich das Zeug herunter wie Wasser. Er spürte den scheußlichen Geschmack nicht mehr, und zwar nicht, weil er sich daran gewöhnt hätte, nein, wohl eher, weil es ihm egal war.

Gestern hatte er sich bei einem Touristikunternehmen in Paris beworben – und war in der ersten Runde der Aufnahmeprüfungen durchgefallen. Grund? Zu alt. Zu unerfahren.

„Durchfallen?! Aber wie kann so etwas auf der Erde möglich sein?!", hatte er protestiert, und man blickte ihn aus kalten Augen an. *„Was seid Ihr eigentlich für komische Kreaturen, Ihr Menschen?!"*

„Mister Chell, vielleicht sollten Sie jetzt gehen…"

Er *war* gegangen, bereit sich die Hucke zuzuschütten, bis dass der Arzt kam. Denn es war nicht das erste Mal gewesen, dass man ihn bei seinen Bewerbungen abgelehnt hatte.

Woran lag es nur? War er zu unkonzentriert, war er inkompetent?

Chell blickte zurück auf sein Leben und fand nichts, doch nur seine einigermaßen, zumindest in äußerer Hinsicht erfolgreiche Zeit auf der *Queen Vaq*. Warum war er nur weggegangen? Warum war er nur –…

„Sind Sie allein?" Die Stimme gehörte jemanden, der sich ihm von hinten genähert hatte. Chell drehte sich um und

sah zu einem hoch gewachsenen, kräftig gebauten Menschen auf. Der Fremde hatte schwarzes Haar und eine seltsame Tätowierung an der Schläfe. Seine Stimme war ruhig, aber auch gebieterisch, hatte ein Timbre, das selbst den von Alkohol umnebelten Bolianer aufhorchen ließ.

„Ja, das bin ich. Weil ich es so will."

„Was dagegen, wenn ich mich setze? Ich möchte Ihnen etwas vorschlagen."

„Gehen Sie, Menschlein. Bin nicht interessiert."

„Vielleicht doch – wenn Sie mir zugehört haben."

Chell hätte sich in seinem derzeitigen Zustand mit weniger aufdringlichen Leuten geprügelt. Doch irgendetwas in der Stimme dieses Mannes, in seiner Präsenz, deutete auf eine Autorität hin, die ihn beeindruckte. Er deutete auf den nächsten Stuhl und der Mann nahm Platz.

„Ich heiße Chakotay.", sagte er, aber Chell winkte sofort ab. Er würde sich ohnehin nicht an den Namen erinnern, und deshalb konnten sie sich solche Formalitäten sparen. Er verzichtete darauf, sich vorzustellen.

„Sie sind Ingenieur, soweit ich weiß.", fuhr Chakotay fort. „Vielleicht könnten wir uns gegenseitig helfen."

Chell schwieg, ermutigte den Mann nicht, dem es erstaunlicherweise gelungen war, seine Neugier zu wecken. Er fühlte Chakotays prüfenden Blick auf sich ruhen und fragte sich zum ersten Mal seit langer Zeit, ob er den Erwartungen gerecht wurde.

„Ich gehöre zu einer Gruppe, die immer gute Ingenieure gebrauchen kann."

„Und was ist das für eine Gruppe?" Die Sache hatte etwas Verdächtiges. Normalerweise gab es auf Föderationsplaneten keine Gruppen, die in Hafenkneipen nach Ingenieuren Ausschau hielten.

Chakotays Blick huschte durch den Raum und suchte nach eventuellen Lauschern. „Wissen Sie, was in der Ent-

militarisierten Zone zu den Cardassianern vorgeht?“, fragte er daraufhin.

Chell zuckte mit den Achseln. Hier und dort hatte er gemurmelte Bemerkungen gehört, ohne den geschilderten Ereignissen echtes Interesse zu überantworten. Jetzt bedauerte er, nicht aufmerksamer gewesen zu sein. Etwas in ihm wollte sich diesem Mann als eine gut unterrichtete Person präsentieren.

Er hörte zu, als Chakotay seine Geschichte erzählte, wünschte sich dabei, weniger getrunken zu haben. Er versuchte, sich auf die Worte zu konzentrieren, die von der Vereinbarung der Föderation und der cardassianischen Union berichteten. Diese beendete den langen Konflikt, aber zahlreiche Kolonisten fanden sich in der Entmilitarisierten Zone *zwischen* den beiden Einflusssphären wider. Eigentlich sollten sie ihre Welten verlassen, aber viele von ihnen – darunter auch Chakotays Volk – lehnten es ab, ihre neue Heimat aufzugeben. Sie blieben, obgleich sie nicht mehr den Schutz der Föderation genossen.

Das nutzten die Cardassianer natürlich aus, indem sie immer wieder Kolonien überfielen, in der Hoffnung, den Siedlern das Leben so schwer zu machen, dass sie ihnen ihre Welten überließen.

Eine wachsende Anzahl von Personen – Menschen, Vulkanier, Bolianer, Ktarianer; praktisch alle Völker der Föderation waren vertreten – hatte sich zu einer lockeren Gruppe zusammengeschlossen, um sich selbst und die Kolonisten zu schützen. Die Beweggründe dieser Leute, der Gruppe beizutreten, seien sehr unterschiedlicher Natur. Sie dienten aber zuletzt – und darauf komme es an – einem übergeordneten Ziel, das sie alle vereine. Jene Gruppe…sie nannte sich der Maquis, so wie die Freiheitskämpfer aus dem 20. Jahrhundert auf der Erde. Chakotay gehörte zu dieser Gruppe und hielt immer wieder Ausschau

nach neuen potentiellen Kandidaten für sein Team. Von Chell habe er erfahren, weil er ohnehin nach Marseilles gekommen sei, um einen unehrenhaft aus der Sternenflotte entlassenen Mann zu suchen, der seine Tage in Marseilles damit verbrachte, zu trinken und Billard zu spielen. Tom Paris.

„*Tom*? Den kenne ich!“

„Ich werde morgen mit ihm sprechen.“, versicherte Chakotay. „Aber zunächst zu Ihnen. Wie lautet Ihre Antwort?“

„Die hängt von einer Frage ab: Kann man in Ihrer *Gruppe* ein Held sein?“

Die Frage verwunderte Chakotay zunächst, und dann lächelte er. Er spürte wohl, dass er bei Chell voll und ganz an die richtige Adresse geraten war. „Allerdings…das können Sie. Und ich werde es Ihnen beweisen.“

Chell überlegte kurz. Wieder stolperte er über eine ebenso bescheuerte wie sinnlose Frage: *Was habe ich zu verlieren?*

Er setzte zu einer Antwort an und hörte, wie seine Stimme versagte. Er hüstelte, schob das Glas Whisky beiseite und sah in die dunklen, unauslotbar tiefen Augen Chakotays. „Okay, dann bin ich, bin ich dabei.“

– – –

Er war also dabei.

Und Tom am nächsten Abend auch, denn schließlich hatte auch er nur wenig, wenn nicht gar nichts zu verlieren.

Bei Chell war es der ewige Wunsch gewesen, für irgendwen ein Held sein zu können, Tom war von Chakotay begeistert worden, indem er ihm versprochen hatte, wieder fliegen zu dürfen.

Chakotay lieferte Chell seinen versprochenen Beweis. Sie begaben sich nach Dorvan V – einer Siedlung nordamerikanischer Indianer von der Erde, zu deren Stamm auch Chakotay zählte –, um die neuen Mitglieder des „Maquis“ einzuweihen. Dort wurde unter Anderem auch ein großes Fest gefeiert. Eine indianische Schönheit namens Sweta, von der Chell erst später erfuhr, dass es sich um Chakotays Schwester handelte, tanzte mit ihm. Und auch andere Frauen gingen auf Tuchfühlung.

Chell fühlte sich in jener Nacht auf dem Indianerplaneten so belebt wie nie zuvor. Denn endlich schien sein Traum, auf den er Jahrzehnte schier vergebens gewartet hatte, in Erfüllung zu gehen. Endlich konnte er jemandes Held sein. Indem er jene Leute auf Dorvan und auf anderen Kolonien vor den Cardassianern beschützte. Und seine technischen Fähigkeiten waren auch gebraucht.

*Gebraucht…*das war das richtige Wort. Er war gebraucht, und zwar nicht nur in funktioneller, sondern auch individueller Weise.

Gebraucht. Chell, dachte er in dieser Nacht, als er sich gleich mit drei jungen Indianerinnen in seinem Zelt vergnügte, *Du bist der König der Welt!*

– – –

Das Gefühl allumfassenden Triumphs verließ ihn schnell.

Mit der Wiederbelebung seines früheren Selbst regten sich auch wieder die Dämonen von einst. Mit der Chefingenieurin auf Chakotays Schiff *Liberty*, einer Halbklingonin namens Torres, kam weder Chell noch Tom besonders gut zurecht. Chell hielt sie für eine leidenschaftliche, energische Frau, die ganz auf ihre Arbeit konzentriert und nicht an Freundschaften interessiert war.

Chell realisierte, dass der Umgangston an Bord eines Maquis–Schiffes ein anderer war, als man ihn in Institutionen wie der Sternenflotte pflegte. Tom zum Beispiel behandelte die Frauen an Bord wie Sexualobjekte, ein Verhalten, das sie sehr ärgerte. Den Männern gegenüber gab er sich trotzig, was ihn zwar nicht beliebt machte, aber dafür sorgte, dass ihm niemand nahe genug kam, um ihn zu verletzen. Leute, die dieses Verhalten vertraten, gab es viele.

Nur Chell versuchte mit aller verkrampften Entschlossenheit, seinen – wie er langsam merkte – verblümten Vorstellungen von Heldentum und interstellarer Romantik treu zu bleiben. Er wusste, dass er irgendwann einmal mit dieser Einstellung auf Grund gehen würde.

Immer mehr versuchte er sich in seiner Arbeit im Maschinenraum des Schiffes – er war nach Torres der stellvertretende Chefingenieur – abzulenken, aber das funktionierte nur bedingt.

Die Konfrontationen mit cardassianischen Kreuzern häuften sich, und sie wurden härter. Was für Chell als ein Abenteuer wie in einem spannenden, aber letzen Endes für den Protagonisten glimpflich verlaufenden Roman begonnen hatte, verwandelte sich zusehends in ein Horrorkabinett.

Tom, die einzige Person an Bord, zu der Chell ein Verhältnis hatte, wurde schon während ihrer ersten Mission, die die Verteidigung von Dorvan zum Ziel hatte, vom Sternenflotten–Schiff *Bradbury* geschnappt. Ihm blieb keine Zeit, diesen Verlust zu verarbeiten, denn die Kämpfe gingen weiter. Immerzu länger. Immerzu erbitterter. Er sah viele Schiffskameraden in Bodenkämpfen mit cardassianischen Soldaten sterben.

Es war auf Selka, bei der Verteidigung einer wohlgesonnenen Maquis–Kolonie…

Elendig, wie die Insekten.

Und dann fiel es Chell wie Schuppen von den Augen: Das hier war kein Heldentum. Es hatte nie etwas damit zu tun gehabt, nur in seiner Fantasie. Tatsächlich war es der reinste Selbstmord.

Aber er hatte den Schritt getan, hatte die Entscheidung getroffen. Jetzt konnte er nicht mehr zurück…

:: Kapitel 5

Zu wissen, wer man sein muss

Im Jahre 2371 war Chell neunundzwanzig Jahre alt und immer noch an Bord der *Liberty*.

Im Laufe der zurückliegenden Monate und Jahre härtester Auseinandersetzungen mit den Cardassianern war er abgestumpft. Es war irgendwie ganz normal geworden, Tod und Zerstörung mitzuerleben, ununterbrochen schwitzend ums eigene Überleben zu kämpfen.

Genauso wie an jenem Tag, der Chells Leben gänzlich verändern sollte. Sternzeit: 48315…

„Ein cardassianisches Schiff nähert sich!“, sagte Chakotay und Chell hörte die Anspannung in seiner Stimme. Er stand an einer hinteren Konsole auf der Brücke und stellte – wie auch die anderen – fest, dass es sich um einen Kreuzer der Galor–Klasse handelte – solche Schiffe waren besonders schwer bewaffnet.

Die *Liberty* schoss in den Warptransit, aber ihr Gegner befand sich bereits in Reichweite. Disruptorstrahlen trafen den Maquis–Raumer. Tuvok, jener Vulkanier, den Chakotay jüngst auf Bajor rekrutiert hatte, feuerte einen Torpedo ab, der das cardassianische Schiff nur leicht beschädigte. Es gab die Verfolgung nicht auf.

„Wir müssen zurück in die Badlands!“, rief Chakotay, als die *Liberty* erneut getroffen wurde. Das Schiff schüttelte sich und Funken stoben aus einer Konsole.

Doch an jenem Tag boten die Badlands keinen Schutz.

Zwischen den längst vertraut gewordenen Plasmastürmen lauerte eine Anomalie und den ersten Hinweis darauf bot ein weißer Lichtblitz.

„Was war das?“, fragte Chakotay.

„Seltsam.“, erwiderte Tuvok. „Wir sind gerade durch einen kohärenten Tetryonenstrahl geflogen.“

„Ursprung?“

„Unbekannt. Jetzt nähert sich uns eine massive Verschiebungswelle…“

Sie blickten auf die Monitore und Bildschirme, als ein nebelartiges Etwas der *Liberty* entgegenwogte.

„Mit der gegenwärtigen Geschwindigkeit erreicht uns die Welle in weniger als dreißig Sekunden.“, sagte Tuvok.

Sie versuchten, ihr zu entkommen – vergeblich. Die Verschiebungswelle erreichte das Schiff und hüllte es in ein Licht, das die Crew blendete.

Und so geschah es, dass die *Liberty* vom Alpha– in den Delta–Quadranten versetzt wurde. 75.000 Lichtjahre entfernt von der Heimat, bedingt durch ein Wesen, das den Namen ‚Fürsorger’ trug. Im Delta–Quadranten schloss sich die vierzigköpfige Mannschaft der *Liberty* der ebenfalls hierher versetzten *U.S.S. Voyager* an – was vielen Maquisaden nicht passte. Zumindest gab es ein Wiedersehen mit Tom Paris.

Chell hätte nicht gewusst, wie er dazu stehen sollte, wäre nicht schon die erste wichtige Entscheidung des Sternenflotten–Captains namens Kathryn Janeway mit fatalen Folgen für die Crew gewesen: Sie zerstörte jene Technik, die sie in den Delta–Quadranten transferiert hatte und mit der sie imstande gewesen wären, in die Heimat zurückzukehren.

Damit war Chells Meinung von dieser Kommandantin und ihrer Sternenflotten–Crew von vorneherein einer kla-

ren Zäsur unterzogen worden. Die Tatsache, dass sich Chakotay Janeway anschloss, riss zunächst eine tiefe Schneise in die Maquis–Crew. Viele, die nicht wie Chakotay eine Vergangenheit an der Sternenflotten–Akademie und im aktiven Flotteneinsatz hatten, fühlten sich urplötzlich bedrängt von all den Regeln, Protokollen und Beschränkungen an Bord der *Voyager*, so auch Chell.

Er entwickelte sich zu einem „Schwätzer und Störenfried“, wie ihn Lieutenant Commander Tuvok – er entpuppte sich als Spion der Sternenflotte auf der *Liberty* – später titulieren würde. Chell ließ die Aufgaben, die ihm zugeteilt wurden, unerledigt, da er weder Hoffnung noch motivatorischen Antrieb besaß, diesem Sternenflotten–Raumer von seiner Seite etwas Gutes zu tun.

Doch die Zeit brachte es mit sich, dass Chell anders über dieses Schiff und seine zusammengewürfelte Mannschaft zu denken begann. Maquis und Sternenflotte wuchsen zusammen, und zwar in einer Weise, die gegenseitige Anpassung versprach. Für die Maquis–Mitglieder bedeutete dies, dass sie lernten, was es hieß, an Bord eines Sternenflotten–Schiffs Dienst zu tun, bei der Mannschaft der Sternenflotte ging es darum, dass man es allmählich verstand, in der eigenen Situation fernab der Heimat nicht nach dem Handbuch vorzugehen, sondern die Regeln von Zeit zu Zeit ein wenig zu dehnen, flexibler zu sein, ohne grundlegende Direktiven zu verletzen. So entstand etwas Neues, das miteinander harmonierte.

Abgesehen von seiner früheren Begegnung mit Tom Paris war es für Chell das erste Mal in seinem Leben, dass er engere Bekanntschaften und Freundschaften schloss – und damit ist nicht der alltägliche Smalltalk gemeint. Neben Paris entstanden enge Freundschaften mit Kameraden von der „Liberty“ (zum Beispiel mit Kenneth Dalby, Mariah Henley und Crewman Gerron), aber auch mit Offizieren der

Sternenflotte wie Alex Munro, Telsia Murphy, den Jones–Schwestern und Harry Kim.

Es schien fast so, als hätte die lange Reise, welche die *Voyager* nun vor sich hatte, etwas Erstarrtes in Chell wieder in Bewegung gebracht, ebenso traf dies auf die anderen Leute an Bord zu. Man wuchs zusammen, entwickelte ein Gespür für den jeweils anderen, denn hier draußen, im Delta–Quadranten, bildeten sie so etwas wie eine Großfamilie.

Im vierten Jahr auf der *Voyager* wurde Chell eine besondere Ehre zuteil. Er wurde von Sicherheitschef Tuvok zusammen mit einer Handvoll anderer Offiziere aus der Sicherheitsabteilung ausgewählt, um unter der Leitung von Fähnrich Munro ein spezielles Elite–Team für taktische Spezialeinsätze zu formen. Dieses Team wurde auf den Namen ‚Hazard–Team' getauft. Zusammen gingen sie gegen die Ausgeburten des Delta–Quadranten vor: Hirogen, Borg, Spezies 8472… Im Zuge all dieser Einsätze wurde Chell gefordert, und er wuchs weiter über sich hinaus.

Als die *Voyager* im Jahre 2377 unverhofft zur Erde zurückgelangt, hatte er sich grundlegend verändert. Er war mit den Wassern der Erfahrung, des Glücks und der Niederlage gewaschen worden.

Er glaubte, er wüsste nun, welchen Weg er einschlagen musste.

Doch wie schnell spielt das Leben einem Streiche…

:: Kapitel 6

Entscheidungen

Im Jahre 2377 war Chell sechsunddreißig Jahre alt.

Seit seiner Entscheidung vor mehr als zehn Jahren, das Frachtschiff *Queen Vaq* zu verlassen, hatte Chell keinen Kontakt mehr zu seiner Familie gehabt. Tallani schien die einzige zu sein, welche dies störte, hatte sie ihm doch gegen das ausdrückliche Verbot ihrer Eltern Chell immer wieder Briefe in den Delta–Quadranten zukommen lassen, die über die Midas–Phalanx transferiert worden waren.

Kaum hatte Chell nun wieder einen Schritt in den Alpha–Quadranten gesetzt und verkraftet, dass in den sieben Jahren seiner Abwesenheit der größte Krieg aller Zeiten getobt und zahllose Raumgegenden, Welten und Leben ruiniert hatte – darunter auch den Maquis –, da erfuhr er, dass Tallani – ausgerechnet die seiner Schwestern, denen er am nächsten gestanden hatte – schwer erkrankt war.

Gegen die Aussprache seiner Eltern, nicht mehr nach Bolarus zurückzukehren, machte sich Chell sofort zu Tallani auf.

Sie hatte sich, ohne dass es eine plausible wissenschaftliche Erklärung gab, die trantikanische Grippe zugezogen. Diese war zwar nicht ansteckend, aber dafür im höchsten Maße tödlich. Und es existierte kein Heilmittel.

Chell brachte sie in den kommenden Wochen und Tagen, als Tallanis Zustand noch stabil war und sich die Symptome erst sehr langsam zu manifestieren begannen,

vom einen Spezialisten und der Föderation zum anderen. Niemand kannte eine Möglichkeit – und sei es auch nur eine experimentelle gewesen –, Tallani zu heilen.

Das Gefühl, sie einfach so sterben lassen zu müssen, war nicht auszuhalten. Doch es schien fast so, als ließ ihm das Schicksal keine Wahl. Ein Schicksal, dass ihn, kaum hatte er seine Liebsten erreicht, wieder von ihnen trennte…

Dann eines Tages, während eines Aufenthalts auf Igola VI, begegnete Chell einem älteren Orioner namens Max. Ein zufälliges Gespräch ergab sich. Er war ausgesprochen fachkundig, sagte, seine Frau, sei Ärztin und arbeite tatsächlich an einem Heilmittel gegen die trantikanische Grippe. Chell konnte es kaum fassen. Da würde sich wirklich einer seiner Probleme annehmen. Max sagte ihm, er würde gerne eine Art Tauschgeschäft vereinbaren: Chell sollte seine Dienste zeitweilig für einige Transaktionen, die er nicht weiter konkretisierte, hergeben. Dafür würde er alsbald das Heilmittel erhalten.

…und so kam er in Kontakt mit dem Orion–Syndikat.

Zunächst handelte es sich um einfache Lieferaufträge – Drogen, Waffen und dergleichen. Aber die Aufträge wurden heftiger, ohne dass Chell irgendeine Meldung mehr von Max bezüglich des Heilmittels erhielt…und ehe sich Chell versah, erwartete man von ihm, orionische Mädchen, die zur Zwangsprostitution gezwungen waren, durch den halben Quadranten zu fliegen, um sie bei irgendeinem gewalttätigen Zuhälter abzuliefern.

Chell war niemals ein amoralischer Kerl gewesen.

Doch diesmal tat er es. Er führte die Aufträge aus, und zwar weil er so verbissen um dieses Heilmittel kämpfen wollte, dass Tallani das Leben retten mochte. Mehr als sechzehn Monate erfüllte er für das Orion–Syndikat einen hochkarätigen Auftrag nach dem anderen…bis er nicht

mehr konnte…nicht nur wegen seiner allmählich schwindenden Hoffnung, das Heilmittel doch noch zu kriegen, nein, sein Job war ausgesprochen gefährlich geworden. Beizeiten verfolgte ihn sogar der Sternenflotten–Geheimdienst. Ein Agent namens Bogy't war ihm dicht auf den Fersen, einige Male entging Chell mit viel Geschick nur knapp einer Falle, die dieser Bogy't für ihn gestellt hatte.

Chell machte sich die Finger ordentlich schmutzig.

Und das Heilmittel sah er nie. Warum? Weil es überhaupt kein Heilmittel gab. Max hatte ihn geleimt, um den Finger gewickelt. Keiner hatte so viel Illegales für ihn wie getan wie Chell. Er war das ideale Nutzgespann des hochkriminellen Orion–Syndikats gewesen.

Chell beendete rasch das Verhältnis zu seinen falschen Freunden und tauchte unter falscher Identität auf Bolarus unter, wo er jedoch vorher bei Tallani blieb, bis diese starb.

Chell verbrachte Wochen an Tallanis Seite. Sie war im fortgeschrittenen Stadium der trantikanischen Grippe erblindet, und deshalb las er ihr stundenlang vor. Inspirierende Geschichten von bolianischen Helden, die schwierige Zeiten überstanden. Er hoffte, seiner Schwester auf diese Weise Mut zu machen. Aber er wusste nicht, ob es ihm gelang. Gelingen *konnte*. Tallani verfaulte allmählich, und zwar von innen heraus. Es war die scheußlichste Art zu sterben, die man sich vorzustellen imstande war. Sie konnte nicht sprechen, denn ihr Kehlkopf war bereits angegriffen. Aber sie hörte ihn und Chell stellte sich vor, dass der Klang seiner Stimme ihr Trost brachte.

Hauttransplantationen wurden durchgeführt, doch der Körper stieß das neue Gewebe ab. Drei Versuche unter-

nahmen die Ärzte, bevor sie den Kopf schüttelten und eingestanden, nicht weiterzuwissen.

Tallani bekam starke schmerzstillende Mittel. Ohne sie hätte sich seine Schwester in einem Zustand ständiger Agonie befunden. Die Arzneien sorgten dafür, dass sie in einem „erträglichen Maße“ litt, wie es die Doktoren ausdrückten. Es existierte kein Heilmittel. Trotzdem fragte sich Chell, wie die Ärzte so etwas festgestellt hatten und woher sie wussten, was für Tallani erträglich war und was nicht. Wenigstens konnten die Ärzte die Situation Tallanis ein wenig verbessern und dafür war er dankbar.

Tallani lag reglos auf dem Bett, während sie ihre Brust langsam hob und senkte. Verbände bedeckten Gesicht und Körper. Sie musste ganz allein leiden, in einer Weilt, die sie mit niemandem teilen konnte.

Chell saß bei ihr, Tag für Tag, las vor, sprach zu ihr, sang sogar einige der Lieder, die sie ihm als Kind so oft vorgesungen hatte. Bei ihm klang es erbärmlich, aber er hoffte, es erfüllte seinen Zweck.

Tallani lebte noch sieben Wochen, drei Wochen länger als die durchschnittliche Überlebensdauer von Patienten mit der trantikanischen Grippe besagte. Chell war bei ihr, als sie immer mühsamer atmete. Viermal hörte sie auf zu atmen, um dann erneut Luft zu holen – ihr Wille schien es einfach nicht zuzulassen, dass sie starb. Die ganze Zeit über sprach Chell Worte des Trostes und sagte ihr, dass sie, wenn sie wieder genesen sei, wieder in den großen Wald zu jener Hütte zurückkehren würden, um Deio, den König der Loopoo–Geister, zu bezwingen.

Schließlich hob und senkte sich die Brust Tallanis zum letzten Mal und dann lag sie völlig reglos da. Stumm nahm Chell seine Sachen und verließ das Medo–Zentrum, verließ Bolarus, ohne sich von irgendjemandem zu verabschieden.

Spätestens seitdem seine Familie von seinem Beitritt zum Maquis gehört hatte, war die Verbindung endgültig zerstört worden. Und somit hatte sich Chell bereits verabschiedet – von allem, was ihm wertvoll war auf dieser Welt…

:: Kapitel 7

Arzt, heile Dich selbst!

Da er nun in vielen Teilen des Quadranten als Verbrecher gesucht wurde, entschloss sich Chell dazu, eine Weile unter seiner falschen Identität, welche er sich zugelegt hatte, unterzutauchen, bis sich der gröbste Sturm gelegt hatte.

Nach einer Weile eröffnete er ein Fast–Food–Restaurant in der Hauptstadt von Bolarus, und er verdiente damit gute Credits. Vor allem sein ‚Bolarus Burger' fand großen Anklang bei der Kundschaft.

In seinem nunmehr noch einsameren Privatleben setzte auch eine Wandlung ein: Er wandte sich irdischer Literatur zu, allem voran Kafka. Es gefiel Chell, sich in die Welten eines Franz Kafka zu vertiefen, in denen die Helden diejenigen waren, die im alltäglichen Leben versagt und hinter die Fassade der hohlen und mittelmäßigen Realität schauten. Er meinte – oder *hoffte*, vielleicht ist dies das passendere Wort –, dass es ihm in seinem Leben auch so erging.

Es war schwierig, ein Held zu sein…

Und so wollte Chell zumindest eine zweite Chance bekommen, sein altes Leben wieder aufzunehmen. Als der Sternenflotten–Geheimdienst die Ermittlungen nach ihm einstellte, kehrte er auf die Erde zurück. Mithilfe einiger weniger legaler Verbindungen löschte er sein öffentliches Strafregister, und er bewarb sich sodann bei der Sternenflotten–Akademie. Was hätte er den anderes tun sollen? Seine Zeit auf der *Voyager* war die beste Zeit seines Le-

bens gewesen, also blieb es ihm überlassen, einen gewissen Status quo wiederherzustellen.

Aufgrund seiner Partizipation im Hazard–Team erließ man Chell die ersten beiden Akademiejahre, sodass er im Jahre 2380 mit weniger berauschendem Gesamtergebnis abschloss.

Ein Admiral sagte ihm, er könne ihm zurzeit kein Schiff vermitteln. Doch machte Chell das wirklich etwas aus?

Nein, denn er war mittlerweile erwachsen geworden. Er war nun mal das, was er war. Und er nutzte seine eigenen Ressourcen als Überlebenskünstler.

Diese Ressourcen führten ihn schließlich auf die *U.S.S. Moldy Crow*, wo er die schönste Zeit seines Lebens verbringen sollte – und mit den persönlichen Niederlagen der Vergangenheit endlich ins Reine kommen würde. Auch mit alten Widersachern…

Aber das ist eine andere Geschichte…

Mendon – *The Outcast*

Klappentext

Von Anbeginn seiner Kindheit war der Benzite Mendon stets geprägt von den hehren Grundsätzen seiner Gesellschaft. Er war sicher, niemals in Konflikt mit ihnen zu geraten.

Dies ändert sich, als er einer Menschenfrau begegnet, in die er sich tatsächlich verliebt – und damit den vorbestimmten Pfad seiner Existenz verlässt. Es ist mitten im Dominion–Krieg, auf dem öden Planeten AR–558, wo er eine Entscheidung trifft, die sein Leben einer Zäsur unterzieht.

Mendon versucht, sich seiner Individualisierung im Klaren zu werden, damit ins Reine zu gehen, und für einen kurzen Zeitraum scheint es sogar zu klappen.
Doch seine Entscheidung holt ihn schließlich wieder ein, und er muss sich die grundlegendste, die existenziellste Frage überhaupt stellen:
Wer bin ich eigentlich?

:: Kapitel 1

Den Weg klar vor Augen

„Wir bieten Dir Frieden, Frau, wir bieten Dir Frieden, Mann. Und noch einmal Frieden, Frieden und divergentes Schwingen zum Ziele unser aller Wohl und Fortschritt. Frieden, bis wir sterben…

Dies sind die Worte unserer teuersten Gesellschaftsschrift, dem Leitfaden, nach dem sich unsere ganze Zivilisation in jeder Phaser ihrer Existenz richtet und zu richten hat. Vergesst sie niemals, meine Schüler, denn sie werden Euch leiten und Euch beschützen. Zu gegebener Zeit…“

Der zehnjährige Mendon lauschte, ebenso wie der Rest seiner Klasse, aufmerksam den Worten des Lehrers, eines weisen, alten Benziten namens Mokor. Ehrfürchtig hatte Mendon die Hände gefaltet. Wie jeder gute Benzite war er von seinen Eltern im Zeichen der gesellschaftlichen Ordnung, in welcher er lebte, erzogen worden. Heute beherrschte er die Verdrängung des Gefühls und die Forcierung von Rationalität und Logik bereits in hohem Maße.

Er fühlte sich wohl dabei, gab es doch einen Leitfaden, dem man ihm mitgegeben hatte, auf seinem Weg zum Erwachsenwerden. Er war niemals allein, würde es niemals sein.

Und deshalb machte es Mendon auch nichts aus, mit Zielen zu liebäugeln, denen sich andere noch nicht oder vielleicht nie stellten. Eines Tages wollte er Benzar verlassen und in die Sternenflotte eintreten, um Wissen und Weisheit

zugute seiner Welt zu mehren und Dinge jenseits der stellaren Grenzen kennen zu lernen und zu verstehen.

Er traute sich.

Denn er war niemals allein.

:: Kapitel 2

Abgründe der Identität

Nach dem berühmten Mordock, von dem auch die wichtige Mordock–Strategie im Bereich der Computerprogrammierung kam, war Mendon der zweite Benzite, welcher in die Sternenflotte eintrat.

Aufgrund seiner hohen Intelligenz und Kreativität bereitete Mendon die Akademie keine sonderlichen Mühen. Da war es schon eine größere Überwindung, sich an die sonderbare Atemhilfe zu gewöhnen, die Benziten außerhalb von Benzar tragen mussten, da ihre Lunge der Anreicherung über zusätzliche Spurengase bedurfte.

Ansonsten verfolgte Mendon einen ähnlichen Schwerpunkt an der Akademie, wie er für Benziten typisch war. Es ging um dynamische Programmierung.

Nun war er auf der Erde, aber noch dachte er nicht daran, dass auf dieser Welt einige Dinge anders waren, ebenso die Menschen – und dass sie ihn eines Tages zu einer langfristigen Veränderung bedingen würden…

– – –

2364. Während seines zweiten Jahrs an der Akademie der Sternenflotte verbrachte Mendon außerordentlich viel Zeit mit Margarethe O'Connell. Sie sprachen über Mokors Unterricht, übten zusammen in benziten Konzentrationstechniken und erörterten die profunden Bedeutungsebenen der benziten Verbesserungsmentalität, zumal Margarethe ge-

nauso wie Mendon ein ausgeprägtes Interesse am Bau und der Verbesserung technischer Dinge besaß.

Mendon stellte aber fest, dass Margarethes Faszination in Hinsicht auf benzite Traditionen nicht nur intellektueller Neugier entsprang. In der Tiefe ihres Wesens wünschte sie sich offenbar, Benzitin zu sein. Hingebungsvoll befasste sie sich mit der benziten Geschichte.

Sie war der erste echte Freund, den Mendon bei den Menschen fand – aber nur deshalb, weil sie sich bemühte, ihr menschliches Wesen zugunsten der benziten Kultur aufzugeben.

Aber schließlich wollte auch sie mehr. Margarethe war nicht imstande, sich ganz von den menschlichen Bedürfnissen zu lösen und über jene Form der Leidenschaft hinauszuwachsen, die in allen Terranern zu stecken schien. Sie wünschte sich eine physische Intimität, die Mendon nicht verstand und ihr daher auch nicht geben konnte.

Das Ende kam an einem Abend im Juni, als es in San Francisco ungewöhnlich warm war. Mendon und Margarethe saßen in einem Pavillon im Park der Akademie, umgeben von Eukalyptusbäumen. Sie sprachen über die ureigensten Lehrsätze der benziten Gesellschaft, wo die Geschlechter unterschiedliche Pflichten hatten : Die überhaupt ursprünglichste Ordnung war, dass Frauen ihre Gefühle in ungehemmter Form ausleben durften und sogar sollten, während Männer dahingehend erzogen wurden, dass sie auf keinen Fall eine Beeinflussung durch jegliche Emotionen zulassen durften. Das sollte die Ergänzung perfektionieren.

Plötzlich hörte Mendon, wie Margarethes Stimme brach. Er drehte den Kopf und sah, wie ihr Tränen über die Wangen rannen.

Dieses Phänomen hatte er schon bei anderen Menschen beobachtet – vor allem bei weiblichen Menschen, obwohl

auch terranische Männer manchmal ein solches Übermaß an Emotion zeigten. Er erinnerte sich an einen Stabhochspringer, der im Unkleideraum schluchzte, weil er es dreimal hintereinander nicht geschafft hatte, die eigentlich recht geringe Höhe von sechseinhalb Metern zu überspringen. Es war eine…beunruhigende Erfahrung für Mendon.

Als nun Feuchtigkeit aus Margarethes Augen trat, fühlte sich Mendon erneut von Unbehagen erfasst. Tränen waren Zeichen einer Traurigkeit, die man nicht länger ignorieren konnte, eines Schmerzes, der unerträglich wurde. Mendon war als Repräsentant des Teils der benziten Gesellschaft, der Emotionen strikt abzulehnen hatte, denkbar schlecht gerüstet, um mit solchen Situationen umzugehen. Er wusste nicht, wie er sich verhalten sollte.

Er wartete einfach und hoffte, dass der kritische Augenblick vorüberging. Margarethe versuchte ganz offensichtlich, sich wieder in die Gewalt zu bekommen. Aber immer dann, wenn Mendon glaubte, dass sich ein Erfolg abzeichnete, schnappte sie nach Luft und vergoss neue Tränen.

Er hatte gesehen, wie manche Menschen auf einen weinenden Artgenossen reagierten. Als der Stabhochspringer im Umkleideraum geschluchzt hatte, waren andere Menschen gekommen, um ihm auf den Rücken zu klopfen und tröstende Worte an ihn zu richten. Der Trainer hatte neben dem Kadetten Platz genommen und ihm einen Arm um die Schultern gelegt. Als sich der Springer schließlich beruhigte – zu Mendons großer Erleichterung –, trat ein Mannschaftskamerad an ihn heran und umarmte ihn, eine häufige Geste des Beistands.

Sollte er eine solche Verhaltensweise bei Margarethe ausprobieren? In diesem Augenblick realisierte Mendon das Dilemma seiner eigenen Lage. Es war anders als bei einem Vulkanier, der unter Menschen und anderen emotionalen Spezies leben musste. Bei ihm war das Problem

folgendes: Dadurch, dass es in der benziten Gesellschaftsordnung zum Zwecke der Förderung und Perfektionierung unterschiedlicher Betrachtungsweisen obligatorische Verhaltensmuster für Männer und Frauen gab, die einander nicht tangierten, waren die Geschlechter voneinander unglaublich weit distanziert. Gefangen in ihrer jeweiligen, von der Gesellschaft Benzars aufgesetzten Kulturmaxime.

Die Perfektion schien einen Preis zu fordern, und der hieß Intimität und wirkliche Nähe.

Wenn er Margarethe nun über den Arm strich oder auf den Rücken klopfte…wäre ein solches Gebaren der Situation angemessen gewesen?

Er dachte darüber nach, schätzte die positiven und negativen Aspekte ein. Wenn eine solche Intervention seinerseits bewirkte, dass Margarethes übertriebene Emotionalität aufhörte, so gab es nichts dagegen einzuwenden. Aber vielleicht fühlte sie sich von einer solchen Reaktion in ihrem derzeitigen Verhalten bestärkt; in dem Fall wäre Mendons Eingreifen ein Fehler gewesen.

Andererseits… Auf Benzar ließ ein Mann seine Frau absichtlich weinen, um die Geschlechterdiversifizierung zu gewährleisten. Nur, dass Mendon sehr früh Benzar verlassen und seither unter Menschen gelebt hatte. Er kannte den Vergleich nicht, und Margarethe war seine beste Freundin, nun einmal eine Menschenfrau.

Während er noch versuchte, eine Entscheidung zu treffen, gewann Margarethe allmählich die Kontrolle über sich zurück und rieb sich die Augen, die nun angeschwollen und gerötet waren.

„Es tut mir Leid.“, hauchte sie. „Es ist nur…es wird immer schwerer…“

Mendon nahm mit Zufriedenheit zur Kenntnis, dass sie sich wieder verbal auszudrücken imstande sah, denn es

bedeutete, dass sie über die Situation sprechen und das Problem lösen konnten.

„Was wird immer schwerer?“, fragte er freundlich und hoffte, mit dieser Frage den Rest von Emotionalität neutralisieren zu können. Umso erstaunter war er, als Margarethe erneut in Tränen ausbrach, sogleich noch heftiger weinte als zuvor.

Er beschloss, diesmal nicht passiv zu bleiben. Er hatte schon oft versucht, menschliches Verhalten nachzuahmen und es hatte seinen Zweck erfüllt. Zwar verstand er nicht, warum physischer Kontakt unter solchen Umständen hilfreich sein konnte, aber er hatte entsprechende Wirkungen beobachtet.

Also legte er einen Arm um Margarethes Schulter.

Die Geste führte zu einem bemerkenswerten Resultat. Die junge Frau schluchzte laut, warf sich ihm entgegen, presste ihm den Kopf an die Brust und bebte am ganzen Leib. Überrascht zog Mendon seinen Arm zurück, aus Sorge darüber, was geschehen mochte, wenn er Margarethe erneut berührte.

Sie klammerte sich an seiner Uniform fest, auf der ihre Tränen feuchte Flecken bildeten.

„Margarethe, Du solltest versuchen, Dich zu beherrschen.“, sagte er, ein wenig hilflos.

Sie schluchzte erneut, wandte sich abrupt von ihm ab, stand auf und trat zum Eingang des Pavillons. Dort hielt sie sich am hölzernen Geländer fest und holte dreimal tief Luft.

„Ich verstehe es nicht.“, sagte sie mit vom Weinen heiserer Stimme. „Benziten haben ein Intimleben. Sie bilden Paare und bekommen Kinder. Spürst Du niemals…derartige Bedürfnisse?“

Mendon sah sie groß an und wusste nicht, wie er die Frage beantworten sollte. Margarethe schien eine fremde Sprache zu verwenden, die er nicht verstand. „Ich *bin* von

der Annahme ausgegangen, dass ich eines Tages Frau und Familie haben werde.“, sagte er vorsichtig. „Irgendwelche… ‚*Bedürfnisse*’ habe ich in diesem Zusammenhang nie empfunden. Ich sehe mich außerstande, Deine Frage zu beantworten, Margarethe.“

Ihr Haar war feucht an den Schläfen und einige lockige Strähnen fielen herab, umrahmten das Gesicht. Im verblassenden Licht des Abends wirkte sie sehr jung und verletzlich. Mendon begriff plötzlich, in welche Richtung sich diese außergewöhnliche Situation entwickelte.

Durch die dichter werdenden Schatten trat Margarethe auf ihn zu, eine fragile, ätherische Gestalt. „Ich liebe Dich, Mendon. Noch nie zuvor habe ich so empfunden. Wir teilen etwas, wir beide. Ich möchte mit Dir zusammen sein…Intimität, weißt Du, kann das schönste auf der Welt sein. Sie gehört zum Leben. Können wir so etwas nicht haben?“

Verunsicherung breitete sich in Mendon aus. Sein ansonsten so makellos funktionierender Verstand schien auszusetzen. Er versuchte, mit dem zu arbeiten, was ihm jetzt noch blieb: „Margarethe…ich bin ein Benzite. Ich…“ Er hielt ein. „Ich *kann* nicht. Wir leben in unterschiedlichen Welten. Alles, was wir Benziten tun, dient dem kollektiven Wohl, es geht nicht in erster Linie um Identität und Individualität. Unsere Gesellschaften sind nicht kompatibel. Es ist eine unerträgliche Situation, und sie verletzt nicht nur Deine, sondern auch meine Integrität, Margarethe.“, beendete Mendon vorsichtig den Satz, wobei er wusste, dass er ihr vermutlich hiermit noch mehr wehtat.

„Verlass mich nicht.“, hauchte Margarethe wie hilflos. Die Schatten des Abends, die den Pavillon umhüllten, schienen ihre Stimme aufzusaugen. „Bitte.“

Mendon begann sich mit der Situation zu arrangieren. Einen solch negativen Effekt konnten Menschen auf ihn haben; er musste einen Weg finden, ihn zu eliminieren.

„Du bist meine beste Freundin.“, sagte er. „Diesen Wert für mich kann ich Dir zugestehen.“

„Was nützt mein Wert für Dich,“, hielt Margarethe entgegen, „wenn Du sagst, dass es bei Deinem Leben in erster Linie nicht um Deine Identität und Individualität geht?“

Darauf konnte Mendon nicht antworten. Er spürte den Widerspruch, und er spürte, dass er mit diesem Gedanken dabei war, seinen vorbestimmten Weg zu verlassen.

Schnell rief er sich innerlich zur Raison.

Margarethes schlanker Leib begann zu zittern und Mendon spürte den heftigen Kampf in ihr – sie versuchte, das emotionale Chaos in ihrem Innern unter Kontrolle zu bringen. Schließlich atmete sie mehrmals durch und sah ihn an. Dann zitierte sie die einleitenden Worte des allerersten Artikels der benziten Gesellschaftsschrifft: „Wir bieten Dir Frieden, Frau, wir bieten Dir Frieden, Mann. Und noch einmal Frieden, Frieden und divergentes Schwingen zum Ziele unser aller Wohl und Fortschritt. Frieden, bis wir sterben…“

„Und auf diese Weise werde ich Frieden finden. Niemals allein…“, erwiderte Mendon sachlich. Dann drehte er sich um und verließ den Pavillon…

:: Kapitel 3

Besinnungsversuche

Nach dem Ende der Akademie–Ausbildung hatte Mendon das Studium fortgeführt und sich dabei auf taktische Strategie und Waffentechnik spezialisiert. Es folgte 2365 ein kurzer, zweiwöchiger Aufenthalt auf dem Flaggschiff, der *Enterprise–D*, dann drei Jahre Arbeit an Bord der *U.S.S. Gorkon* unter dem Kommando von Admiral Alynna Nechayev, eine Zeit, die er ebenfalls in unmittelbarer Nähe von Menschen verbringen musste.

Die Erfahrungen an Bord der *Gorkon* blieben ohne Einfluss auf seine grundsätzliche Meinung: Die Terraner waren gesellig, tapfer und auch klug, aber sie ließen sich von Emotionen leiten. In ihrer Gesellschaft fiel es ihm immer schwerer, die strengen Grundsätze der benziten Gesellschaftsschrift zu befolgen. Es kostete ihn mehr und mehr Kraft, zersplitterte seine Gedanken.

Schließlich fällte er die Entscheidung, nach Benzar zurückzukehren. Er benötigte eine Pause zur Besinnung.

Sein Patent ruhte.

Je näher er seiner Heimatwelt kam, desto mehr fühlte sich Mendon in seiner Entscheidung, nach Benzar zurückzukehren, bestärkt.

Es tat gut, seine Familie wieder zu sehen, und er fand einen faszinierenden Arbeitsplatz im stellarkartgraphischen Institut der unter dem Wasser gelegenen Hauptstadt, Benzok. Sechs Jahre fristete er dort seine Zeit, und irgendwann kam ein Zeitpunkt, da überlegte er, ob es nicht falsch

gewesen war, in die Sternenflotte einzutreten, und ob er nicht für immer auf Benzar bleiben sollte…

:: Kapitel 4

Allein

2373 brach der Krieg gegen das Dominion aus, und die Sternenflotte benötigte jeden verfügbaren Offizier auf seinem Posten.

Mendon nahm seine Vorabbeförderung zum vollwertigen Lieutenant entgegen und meldete sich zunächst auf der *Galaxy* als taktischer Offizier, wo er über ein Jahr lang unter Captain Telara Faith Dienst tat.

In den Wirren des Kriegs stieg er schnell auf, erhielt schließlich den Posten des stellvertretenden Sicherheitschefs auf der *U.S.S. Defiant*.

Mendon kam im Laufe der Einsätze auf der „Defiant“ in zahlreiche gefährliche Situationen, zog seinen Kopf aber immer wieder aus der Schlinge.

Die Mission, die sich in seinen Schädel einbrannte – und zwar auf immer –, war die Belagerung von AR–558.

Während Captain Sisko und seine Crew einen Versorgungsflug zur Front unternahmen, entdeckten sie auf dem öden Planeten AR–558 Sternenflotten–Truppen, die bei der seit fünf Monaten andauernden Belagerung der größten Kommunikationsanlage des Dominion schwer dezimiert wurden. Wenn sie es schafften, herauszufinden, wie sie funktionierte, könnte die Sternenflotte Transmissionen des Dominion abhören. Zusätzlich zu den täglichen Geplänkeln mit dem Feind wurden die Soldaten von so genannten ‚Houdinis’ bedroht. Hierbei handelte es sich um Antipersonenminen, die sich im Subraum versteckten und dann oh-

ne Warnung explodierten. Sisko entschloss sich dazu, der kommandierenden Nadia Larkin und ihren Truppen zu helfen, da diese kurz davor standen, von den Jem'Hadar überrannt zu werden.

Mendon selbst wurde mit der Führung eines zwölf Mann starken Sicherheitstrupps beauftragt, welche die Gegend um die Kommunikationsanlage mit Scharfschützenwaffen sichern sollte.

Was er erst im allerletzten Moment erfuhr: *Lieutenant* Margarethe O'Connell gehörte zu seinem Team. Sie hatte an der Seite von Nadia Larkin und den anderen monatelang gegen die Jem'Hadar ausgehalten.

Mendon war froh darüber, dass sie noch lebte und dass er sie wieder sehen durfte. Doch in gewisser Weise war ihre Anwesenheit dafür verantwortlich, dass er eine Tat beging, die er sich sein Leben lang nicht verzeihen, die sein Leben für immer aus den Fugen bringen würde.

Am sechsten Tag seiner Präsenz auf AR–558 unternahmen Mendon und sein Team einen Erkundungsgang, um die feindlichen Truppenbewegungen abzustecken. Dabei wurden sie von einem Jem'Hadar–Späher überfallen. Er gab zwei Schüsse ab und sofort waren zwei von Mendons Sicherheitsoffizieren tot – in Kürze tauchte eine ganze Horde von Gegnern auf. Mendon sah, wie Margarethe verletzt wurde, erschoss den entsprechenden Jem'Hadar, legte sie, die sie bewusstlos vor Schmerz war, sich um die Schulter und begann zu rennen. Alles geschah aus Instinkt. Er tat es einfach. Wie im Delirium hastete er hinein in einen großen Höhlenkomplex, hörte Schüsse und wie die Schreie der sterbenden Mitglieder seines Teams immer leiser wurden, bis sie schließlich verstummten.

Es gelang ihm, Margarethe zu retten – sie verlor zwar ihren rechten Arm, aber sie blieb am Leben. Anders, als die anderen Mitglieder von Mendons Sicherheitstrupp.

Als die Belagerung gegen das Dominion auf AR–558 gewonnen worden war, beschloss Mendon, wieder nach Benzar zurückzukehren. Diesmal endgültig.

Er war mit sich selbst nicht mehr im Reinen, hatte er doch einem elementaren Grundsatz der benziten Lebensphilosophie zuwider gehandelt: Er hatte das Wohl Vieler zugunsten eines Einzelnen geopfert. Margarethe.

Seine Gefühle waren durchgebrochen, und dies ließ ihn Ekel über sich empfinden. Wiederum ein Gefühl. Er hatte sich nicht mehr unter Kontrolle.

Bevor er seine Rückreise nach Benzar antrat, musste er sich einem Gespräch mit Margarethe auf der Krankenstation der *Defiant* stellen.

Von ihrem Biobett blickte sie zu ihm auf und schenkte ihm ein Lächeln.

So wunderschön. So vertraut.

Nein, Mendon! Verwerfliche Gedanken!

„Wie geht es Dir?“

Mendon hatte jetzt keine Probleme mehr damit, ihre Hand zu nehmen, sie zu streicheln und dann festzuhalten. „Mir geht es gut.“, versicherte er. Sein Blick ging auf ein paar Schürfwunden am Armgelenk.

Doch Margarethe schien zu spüren, dass er versuchte, ihr etwas vorzumachen. Sie runzelte die Stirn und seufzte einen schwachen Laut. „Seit wann ist es zulässig, die obersten Grundsätze der benziten Gesellschaftsschrift zu ignorieren und zu lügen?“, fragte sie.

Mendon wusste ganz genau, worauf sie hinauswollte. „Nein, Margarethe.“, sagte er drohend. „Tu das nicht. Ich habe schon genug angerichtet.“

„Du hast überhaupt *nichts* angerichtet, Mendon.“, hielt sie dagegen, sodass ihr zarter Körper unter der Isolierdecke vibrierte. „Du hast eine Entscheidung getroffen, als sie anstand, so wie es jeder an Deiner Stelle getan hätte.“

„Die *falsche* Entscheidung!“, fauchte der Benzite.

Nein…, dachte er, als er sich seines emotionalen Ausbruchs bewusst wurde. *Das kann nicht wahr sein…*

„Sieh Dich doch an, Mendon. Deine Gefühle kommen zum Vorschein. Es sind noble Gefühle, glaub’ mir.“ Jetzt war es Margarethe, die mit ihrer verbliebenen linken Hand über seinen Arm streichelte. „Ich wusste, dass wir uns eines Tages wieder sehen würden. Es war irgendwie…in meinem Herzen. Du hast bewiesen, dass Du etwas für mich empfindest. Und ich danke Dir für Deine Rettung. Der Tod der Anderen tut mir so wahnsinnig Leid. Weißt Du, Mendon – es muss schlimm für Dich sein, dass Dein Innerstes in einer bestimmten Situation Vorlieben gezeigt hat. Aber so etwas liegt in der Natur *jedes* Wesens. Selbst in der eines Benziten. Um allen mit der gleichen Einstellung zu begegnen, dürften keine persönlichen Beziehungen geknüpft werden…und wer ist zu einer derartigen Gleichgültigkeit imstande. Weißt Du’s, Mendon? Ich jedenfalls weiß es nicht. Ich weiß nur eines: Ich will, dass wir zusammen bleiben…“

Zusammenbleiben… Mendons innerer Wirbel stockte zu Eis. Vielleicht stimmte es und Margarethe hatte Recht. Vielleicht war er in jenem Augenblick, da er die irrationale Entscheidung traf, sie zu retten und dafür die anderen zehn Sicherheitsoffiziere seines Teams dem sicheren Tod zu überlassen, mehr zu einem Menschen geworden als er sich einzugestehen bereit war. Höchstwahrscheinlich hätte er ebenso den Tod gefunden, wäre er geblieben und nicht mit Margarethe auf der Schulter geflohen. Überrannt von der Überzahl von Jem’Hadar. Aber sein Antrieb war die Rettung ihres Lebens gewesen; in jenem Augenblick schien alles andere nichtig. Es war ein wundervolles Gefühl. Seine ganze Welt, sein ganzes Universum drehte sich

um ihre Existenz, und er hatte dafür selbst seine teuerste Gesellschaftsschrift Benzars verraten.

Ja, er war ein Verräter an den benziten Idealen.

Verräter…

Das Wort wollte hinter seiner Stirn nicht mehr verklingen…

:: Kapitel 5

Jenseits der Grenze

Mendon beschloss nicht, auf Dauer nach Benzar zurückzukehren, aber auf eine innere Reise zu gehen, seine Introspektion voranzutreiben. Unmittelbar nach der Befreiung von AR–558 ließ er sich wegen eines psychologischen Traumas vom Dienst entbinden – und zwar *nachdem* er persönlich dafür gesorgt hatte, dass Margarethe in einem Rehabilitationszentrum auf der Erde für verwundete Sternenflotten–Offiziere untergebracht wurde.

Er reiste nach Benzar zurück und traf die Entscheidung, die hiesige Form der Beichte abzulegen. Da Benziten an keine bestimmte Gottheit, sondern nur an die Reinheit und die Erstrebenswertigkeit von Verbesserung und Perfektion glaubten, waren gewisse Elemente nicht vergleichbar mit beispielsweise dem christlichen Glauben auf der Erde. Trotzdem ging es um Schuld.

Einer Vertrauensperson, einem salomonisch alten Benziten, aus dem ‚Hüterhaus der Gesellschaftsschrift' schüttete er seine Seele bezüglich der Entscheidung, Margarethe zu retten, aus.

Das Urteil fiel denkbar hart aus: „Du hast Dich auf einen dunklen Pfad begeben, mein Sohn. Deine Seele ist nicht mehr die Benzars. Du bist nicht mehr Teil unseres Kollektivs, sondern hast Dich verselbstständigt. Deine Seele ist in Aufruhr."

„Was kann ich tun,", fragte Mendon daraufhin, „um mich von dieser Schuld zu befreien?"

„Es gibt nur einen Weg: Du musst alle persönlichen Bindungen, insbesondere die, die Dich erst zu jener fatalen Entscheidung trieben, lösen und den Schmerz darüber hinter Dir lassen. Erst dann hast Du wieder die Möglichkeit, in Deinem Innern einer von uns zu werden.“

Damit war Mendons Leben einer klaren Zäsur unterzogen worden, konnte er doch das Geschehene in seinem Leben nicht mehr rückgängig machen. Jetzt kam es darauf an, Flagge zu bekennen – für Benzar oder für…ja, für wen? Für Margarethe? Für das, was die Beziehung zu ihr aus ihm gemacht hatte? Er wollte seine Gefühle nicht mehr ignorieren.

Mendon erinnerte sich an jenes Bild von Margarethe, als sie während des zweiten Akademiejahrs im Pavillon saßen und sie ihm ihre Liebe gestanden hatte. Die Feuchtigkeit unter ihren Augen. Die wundervollen, gut duftenden Locken. Die Verletzlichkeit ihres Wesens. Den Schutz, den sie spürte, wenn sie sich an seine Brust schmiegte.

All das empfand er immer weniger als Verlust, sondern als Gewinn seiner Identität.

Ja, er *hatte* eine Identität. Und er wollte sie behalten.

Er wollte Margarethe behalten.

Auch, wenn das bedeutete, dass er sich von Benzar entfremdet hatte. Er war…

…allein…

:: Kapitel 6

Bitterer Ausgleich

Trotz seines Beschlusses, bei Margarethe zu bleiben und eine intime Beziehung mit ihr zu etablieren, misste Mendon Benziten in seinem sozialen Umfeld. Letzten Endes war nämlich die Art und Weise, wie Benziten Dinge angingen, für ihn wichtig. Die Art und Weise, wie sie technische Verbesserungen konzipierten und an derartigen Raffinessen werkelten. Er war vielleicht nicht mehr im Herzen ganz Benzite, aber dafür rundherum umso mehr.

Deshalb kam es gerade richtig, dass die Sternenflotte in den letzten Kriegsmonaten ein eigenartiges Projekt launchte. Es war von einigen subversiven Elementen im Oberkommando durchgeboxt worden, und hinsichtlich ihrer Methoden waren diese bestenfalls waghalsig. Im Zuge eines kleinen Experiments waren zwei Kreuzer der Nebula–Klasse, entgegen der multikulturellen Maxime der Sternenflotte, mit reinrassigen Crews besetzt worden – die *U.S.S. T'Kumbra* unter Captain Solok setzte sich ausschließlich aus Vulkaniern zusammen, die *U.S.S. Cologne* unter Captain Mordock war nur mit Benziten besetzt, von denen die meisten nicht einmal Offiziere der Sternenflotte waren. Kein offizielles Projekt, und es diente dem Ziel, gewisse taktische Talente in den Erbanlagen der beiden Spezies im Rahmen jenes Experiments zu entfalten.

Wenngleich die Resultate nicht eindeutig waren, so endete der Krieg doch alsbald, und die einfarbigen Crews blieben zusammen.

Für Mendon der geeignete Zeitpunkt, sich um einen Posten auf der *Cologne* zu bewerben. Er erhielt das Angebot, die Stelle des fehlenden Ersten Offiziers zu besetzen. Margarethe, mittlerweile in den Status eines Lieutenant Commander erhoben, begleitete ihn. Als einzige Nicht–Benzitin erhielt sie den Posten des leitenden Wissenschaftsoffiziers an Bord der *Cologne*.

Da sich die Benziten aufgrund ihrer identischen Genstruktur so gut wie gar nicht voneinander unterschieden und Mendon an seiner Identität – vor allem gegenüber seiner Partnerin – besonderes Interesse gefunden hatte, sprach er Margarethe auf eventuelle Verwechslungsmöglichkeiten an.

„Mach Dir keine Sorgen, Liebster.“, war ihre Antwort, gefolgt von einem zärtlichen Lächeln. „Deine Einzigartigkeit ist unverkennbar. Du bist gänzlich unverwechselbar für mich.“

Es tat gut, das zu hören.

An Bord der *Cologne* lebten sie beide sich ein, und es überraschte Mendon, wie viel Anpassungsfähigkeit Margarethe im Umgang mit seinen Artgenossen bewies.

All das hatte sie nur für ihn getan – eine begabte Wissenschaftlerin wie sie hätte überall Dienst tun können. Doch sie hatte sie gegen die Menschen entschieden und war ihm gefolgt. Dafür war er ihr sehr dankbar.

Es standen ihnen ein paar wundervolle Jahre bevor, in denen sich ihre ganze Liebe entfaltete und sie im Gleichklang aufgingen.

Er war…nicht mehr allein…

– – –

Es war der 5. November 2378 gewesen. Mendon hatte immer noch im Kopf, dass in diesen Tagen ein neuer Prä-

tor namens Shinzon im romulanischen Imperium an die Macht gekommen war; ein Prätor, der offenbar Remaner war. An jenem Tag war die *Cologne* nach Cardassia Prime aufgebrochen, um dort an einem der zahlreichen Wiederaufbauprojekten teilzunehmen, welche der Föderationsrat seit Kriegsende initiiert hatte.

Doch die *Cologne* war niemals im cardassianischen Zentralsystem angekommen. Auf dem Weg durch den Maelstrom war sie von Orion–Piraten angegriffen und übernommen worden. Die Waffen der *Cologne* waren größtenteils durch vergrößerte Frachtanlagen und medizinische Versorgungsabteilungen dezimiert worden. Niemand an Bord hatte mit einem derartigen Angriff gerechnet – und niemand hatte widerstehen können.

Die Orioner hatten irgendein Nervengas über die Umweltsysteme verteilt, welches die gesamte Crew binnen weniger Sekunden außer Gefecht setzte. Das war das letzte Mal gewesen, dass Mendon sich als Sternenflotten–Offizier und als freier Mann auf seinem Schiff befunden hatte.

Doch seine Freiheit hatte er eigentlich schon früher verloren, und zwar mit dem Tode Margarethes Ende 2377…

Während einer Mission der *Cologne* in entlegenen, unerforschten Raum kam es zur Entdeckung einer weiteren Kulturstätte der vor Jahrtausenden verschwundenen Iconianer. Dabei trafen sie erneut auf ein spezielles Sondensystem, welches die *Cologne* mit einem hochkomplexen Computervirus infizierte. Binnen weniger Stunden litt das Schiff unter massivem Systemversagen, und manchmal schien es fast so, als würde der Bordcomputer den absichtlichen Versuch unternehmen, die Crew umzubringen.

Mendon war gerade auf dem Weg in den Maschinenraum, um dem Chefingenieur bei seinem Versuch zu un-

terstützen, das fremdartige Computervirus einzudämmen, da erklang plötzlich ein Notruf aus der Shuttleabteilung, der Computer habe irgendwie die zehnköpfige Wartungsmannschaft eingesperrt und nun auch die Auto–Startsequenz für ein Shuttleschiff initiiert – innerhalb von ein paar Minuten würden diese Leute dem Vakuum des Alls ausgesetzt werden! Mendon hatte Glück, war er doch zufälligerweise in unmittelbarer Nähe der Notfallabschaltungsrelais für den automatischen Zugriff des Computers auf die Hangars. Gerade war er damit beschäftigt, die Relais außer Kraft zu setzen – er kämpfte gegen einen massiven Zeitdruck –, da erreichte ihn ein Notruf von Margarethe: Sie stecke in einer Luftschleuse fest, deren Systeme sie gerade gewartet habe.

„Mendon, bitte beeil Dich! Wenn der Computer diese Schleuse öffnet, dann –…“

„Beruhige Dich, Margarethe! Ich bin gleich bei Dir!“

Es war ein Kampf an zwei Fronten gegen den eigenen, ansonsten so loyalen Bordcomputer. Und Mendon hatte es im Gefühl, dass er diesen Kampf nicht gewinnen konnte.

Sein Gefühl ließ ihn nicht im Stich.

In letzter Sekunde erreichte er es, die Wartungscrew im Shuttlehangar zu retten, Margarethe konnte er jedoch nicht helfen. Der Computer hatte zwar nicht die Schleuse geöffnet, aber dafür den Sauerstoff aus dem Bereich abgezogen; sie war qualvoll erstickt.

Als sie einige Tage später das Virus hatten beseitigen können und auf dem Weg zu einer Sternenbasis waren, stand Mendon bei Margarethe im Bestattungsraum der *Cologne*, trauerte und dachte über das Geschehene nach. Diesmal *hatte* er sie nicht vor dem Tod bewahren können, und zwar nicht, weil er es nicht hätte tun können…sein Gewissen war ihm in die Quere gekommen – ein Gewissen, das benzit war, nicht menschlich. Hätte er alles ste-

hen und liegen gelassen und wäre unverzüglich zu Margarethe gerannt, um sie zu retten, dann wäre die gesamte Wartungscrew gestorben.

Wieder einmal hätte er den Grundsatz verletzt, das Wohl eines Einzelnen über das von Vielen zu stellen. Mendon war eigentlich davon ausgegangen, er sei bezüglich jener gravierenden Entscheidung auf AR–558 mit sich selbst ins Reine gekommen. Als sich die Situation durch eine Verkettung unglücklicher Umstände nun wiederholt hatte, da wusste er, dass es für einen Benziten fatal war, so zu denken. Er hatte Margarethe bewusst sterben lassen…

…und das konnte er sich noch viel weniger verzeihen.

Mendon entwickelte einen nahezu unerträglichen inneren Konflikt, hatte er doch beide Seiten der Medaille kennen gelernt : Ein wichtiger Teil, den Margarethe – die einzige Person in seinem Leben, die er jemals wirklich liebte – zum Leben erweckt hatte, trachtete nach Identität, und er hatte sich geschworen sie zu beschützen. Ohne sie, das hatte er für sich selbst herausgefunden, war seine Existenz nichtig. Der andere Teil von ihm – und jenen hatte er mit dem Lauf der Jahre nach AR–558 zusehends zu leugnen versucht – war benzit. Er war immer benzit gewesen und er würde benzit bleiben, mit allen Folgen, die darauf erwuchsen: Die Prinzipien der Gesellschaftsschrift konnten und durften nicht ignoriert werden.

Im Laufe seines vierjährigen Sklavendaseins beim Vol'undrel–Konsortium hatte Mendon jede Menge Zeit, über seine Handlungen zu reflektieren. Möglicherweise, dachte er, war er gar kein schlechter oder gestörter Mann, sondern hatte einfach durch seinen außergewöhnlichen Werdegang Dinge erfahren, die anderen Benziten nicht zuteil wurden.

Er hatte erfahren, dass es Spannungsverhältnis herrschte zwischen der eigenen Identität, verbunden mit dem höchsten persönlichen Gut – der Liebe und Leidenschaft –, und schließlich der Gesellschaft, in der man seine Wurzeln hatte.

Insbesondere nach Margarethes Tod war Mendon nicht mehr derselbe Benzite. Er wandte sich wieder den benziten Leitsätzen zu, verbannte die Emotion und kämpfte wieder darum, zu seinem alten Selbstbild zurückzufinden, was ihm auch gelang. Aber das war nur Oberfläche. Nur Tünche. In seinem tiefsten Innern ging der Konflikt weiter.

Der Konflikt zwischen dem eigenen Kampf um Einzigartigkeit auf der einen und einen Platz in der Gesellschaft auf der anderen Seite.

Vielleicht war es Selbstschutz, zu seinem ursprünglichen Wesen zurückzukehren. Er flüchtete sich zurück in die benzite Identität, obwohl er nicht mehr wirklich an sie glaubte.

Du hast Dich auf einen dunklen Pfad begeben, mein Sohn. Deine Seele ist nicht mehr die Benzars. Du bist nicht mehr Teil unseres Kollektivs, sondern hast Dich verselbstständigt. Deine Seele ist in Aufruhr., hörte er die Worte aus dem ‚Hüterhaus der Gesellschaftsschrift' hinter seiner Stirn erklingen.

„Es gibt nur einen Weg: Du musst alle persönlichen Bindungen, insbesondere die, die Dich erst zu jener fatalen Entscheidung trieben, lösen und den Schmerz darüber hinter Dir lassen. Erst dann hast Du wieder die Möglichkeit, in Deinem Innern einer von uns zu werden."

Und vielleicht folgte er diesem Weg, weil er in Wirklichkeit keinen anderen mehr sah, um seine Existenz jeden Morgen aufs Neue vor sich selbst rechtfertigen zu können.

Aber sein insgeheimes Ziel – oder seine Hoffnung – erfüllte sich nicht. Er blieb allein. Allein im Herzen.

Doch zu jenem Zeitpunkt konnte Mendon noch nicht ahnen, dass seine Reise noch längst nicht vorbei war, dass sie sich während seiner Zeit im Vol'undrel–Konsortium bloß eine unangenehme Auszeit genommen hatte. Denn im Jahre 2382 würde ein Captain der Sternenflotte in seiner Zelle – ausgerechnet in *seiner* Zelle landen –, die ihn zurück nach Hause brächte.

Zurück in die Familie – und an einen Ort, an dem es immer warm, an dem man *niemals* allein war…

Cassopaia Nisba – *Determinants of a Pathway*

Klappentext

Als die generalüberholte *U.S.S. Moldy Crow* im Jahre 2382 vom Stapel läuft, gibt es nur noch einige wenige Crewmitglieder, die Teil der ursprünglichen Besatzung des Schiffes waren.

Die überaus interessante Persönlichkeit Cassopaia Nisba ist eine jener Personen, und, wie auch im Falle von Captain Nella Daren, hat die schlussendliche Entscheidung der Boritanerin vor zwei Dekaden, der Sternenflotte beizutreten, etwas mit Selbstfindung zu tun…

:: Kapitel 1

Ende der Andersartigkeit

Mit gerade einmal vierzehn Jahren – was nicht einmal einem Fünfzehntel des durchschnittlichen Lebens einer Boritanerin entsprach – unternahm die junge Cassopaia Nisba, Tochter der einflussreichen Fürstin Aldania, zum ersten Mal einen Flug durch die Schluchten von Gah–Garillor.

Ursprünglich war es nicht ihre Idee, sondern die ihrer besten Freundin Meriil Lavo gewesen, einen Atmosphärengleiter zu nehmen und einen Ausflug zur südlichsten Spitze des boritanischen Kontinents Garillor zu wagen.

Bei allen anderen Völkern der Galaxis, dessen war sich Cassopaia sicher, wären die Eltern nicht so ohne weiteres einverstanden gewesen, ihre Kinder einfach sich selbst zu überlassen. Allerdings war die auf Borita vorherrschende Situation eine völlig andersartige: Hier regierte die Frau, und zwar die Frau *alleine*. Männer waren lediglich als Nutztiere von Bedeutung, und das höchste und einzige Privileg, dessen sich ein Mann auf Borita erfreuen durfte, war, sich mit einer reichen, gütigen Fürstin einzulassen und seine Samen beim Zeugungsakt zum Besten zu geben. In den fürstlichen Familien wurden die Jungen sofort ertränkt – was auch unweigerlich die Hinrichtung des Mannes zur Folge hatte –; hatte dieser allerdings Glück und ein starkes, gesundes Mädchen kam dabei hervor, so durfte er darauf hoffen, bis ans Ende seines Lebens in den Status eines ‚fürstlichen Sklaven' erhoben zu werden – was ihm gewisse Rechte und Vorteile einbrachte.

All diese Dinge bedeuteten unweigerlich, dass von einem Mädchen auf Borita erwartet wurde, möglichst rasch erwachsen zu werden und Verantwortung zu übernehmen. Ganz abgesehen davon hatte weder Meriils noch Cassopaias Mutter die Zeit gehabt, um von der Aktivität, der ihre Töchter heute nachgingen, erfahren zu können.

Damit war dieser Ausflug für Cassopaia unterm Strich ein Abenteuer und Nervenkitzel der ganz besonderen Art auf dem Weg zum Erwachsenwerden.

Unter ihnen, in etwa sechzig Metern Tiefe, glitt die karge Felslandschaft Gah–Garillors vorbei. Die Sonne stand im Zenit, aber eine kühle Brise sorgte dafür, dass die Hitze nicht Überhand nahm. Cassopaia kannte nur das Klima von Borita, das seinerseits sehr viel mit der Natur einer Boritanerin konform ging: Es war mächtig – manchmal fast *zu* mächtig – und recht eigenwillig. Unvorhersehbar. Auf erdrückend schwüle Sommer folgten eiserstarrte Winter. Jedoch nicht immer: Manchmal, so schien es, zeigte Borita Gnade. Aber das kam nur selten vor. Cassopaia hatte sich des Öfteren gefragt, wie wohl die Naturen anderer Welten aussehen mochten, bewohnt von anderen Völkern. Sie wusste es nicht. Einer Sache jedoch war sie sich ziemlich sicher: Nirgends im Universum gab es einen herrlicheren Ort als Borita Prime, das sie mit seiner widerspenstigen Schönheit auf ewig in Beschlag genommen hatte – der Stern, an dem ihr Herz und ihre Seele wurzelten.

Das Gefährt, in dem sie saßen, wurde – so entsann sie sich vage – Atmosphärengleiter genannt. Es war ein Zweisitzer und zeichnete sich durch jeweils eine große, geschwungene Tragfläche an beiden Seiten der Steuerkapsel aus, sowie durch ein Repulsoraggregat, das sie vom Boden fernhielt und eine Heckdüse, mit der man Schub geben konnte.

Seit Meriil und sie einen der unzähligen Atmosphärengleiter aus einem Hangar am fürstlichen Hofe von Cassopaias Mutter genommen hatten, konzentrierte sie sich lediglich auf die Grundfunktionen des Gefährts – Start, Aufstieg, atmosphärischer Flug, Gleiten… Es hatte sich als recht simpel herausgestellt, das Vehikel zu bedienen.

Erst jetzt fiel Cassopaia ein, dass sie gar keine Ahnung hatte, wie sie landen sollte. Na ja, es würde schon klappen. Sie waren in die Lüfte aufgestiegen – irgendwie würden sie auch schon wieder herunterkommen.

Du musst nur den Optimismus zeigen, der Dir zusteht, meine sehr junge Cassopaia., sagte Aldania gelegentlich. *Den Optimismus einer künftigen Fürstin. Dann bekommst Du alles, was Du willst.*

Sie wollte ihrer Mutter entsprechen.

Eine knappe Stunde später lagen Meriil und Cassopaia Kopf an Kopf auf einem weiten Feld und beobachteten den Sonnenuntergang. Der Atmosphärengleiter stand einige zig Meter abseits.

Beide blicken sie hinauf gen Himmel, wo sich eine klare Sternennacht abzuzeichnen begann. Ein riesiges, wundersames Gestirn voller mannigfaltiger Nebel und Lichter.

„Eines Tages,“, seufzte Meriil mit Sehnsucht in der kindlichen Stimme, „da werde ich eine große Fürstin sein, genau wie meine Mutter. Ich werde ihr Werk fortsetzen und noch mehr Männer unterwerfen. Und dann werde ich irgendwann eine große Statue von mir bauen lassen, die alle an meine Taten erinnern soll. Was ist mit Dir, Cassopaia?“

Cassopaia schaute jetzt genau hin. Dort draußen war ein Nebel, von dem sie sich zu erinnern glaubte, dass man ihn Orion nannte. Urtümliche Gewalten…entfesselt und doch wunderschön. Unergründlich in letzter Konsequenz. Sie hatte in der fürstlichen Privatschule gelernt: Aus Materie

wie dieser wurden Sterne geboren, indem Gravitation und andere Kräfte auf die mikroskopisch kleinen Partikel einwirkten, aus denen die Wolke bestand. Die winzigen Staubteilchen zogen sich zusammen, bildeten Schichten, nahmen rohe Formen an; schließlich wandelten sie sich in einer plötzlichen Explosion, der Mikrosekunde einer Sternengeburt, in Licht und Energie um.

„Ich möchte…“ Cassopaia hob den Finger, zeigte auf den Orion. „…*dort* hin.“

„*Wo*hin?“, fragte Meriil verwundert.

„Auf diesen dort.“, wiederholte Cassopaia. „Und nachher vielleicht auf diesen. Da draußen wird’s einem bestimmt nie langweilig. Es ist doch möglich, dass es dort draußen noch viel mehr zu entdecken gibt als unsere Raumfahrerinnen bislang kennen.“

Meriil kicherte ein wenig spöttisch. „Aber Cassopaia…es geht doch nicht darum, ob es möglich ist, sondern ob es *nötig* ist. Es ist nicht nötig. Nötig ist nur eines: Borita. Borita muss wachsen, Borita muss kräftig sein für die Zukunft. Nur *unsere* Gesellschaft zählt, Cassopaia. Was kümmern uns Andere?“

Doch Cassopaia glaubte, es besser zu wissen. „Wir könnten voneinander lernen. Und daraus eine bessere Welt erschaffen. Für alle besser meine ich.“

„Was redest Du da, Cassopaia.“, murmelte Meriil mit Befremdung in der Stimme. „*Borita* ist die *aller*beste Welt. Das Maß der Dinge, sagt meine Mutter immer. Du solltest an Deine Zeit als Fürstin nachdenken, nicht über so belanglose Dinge wie die Erforschung des Weltraums.“

Doch Cassopaias Herz schlug im Kern nicht für Borita. So war es noch nie gewesen. Sie war Boritanerin, ja, und das würde sie immer sein – aber was noch mehr?

Ihr Herz schlug für das Unbekannte da draußen, jenseits des Gestirns. Ihr Inneres sprühte vor Aufbegehren, strebte

nach Erkenntnis. Cassopaia war der Zweifel lieber als die unabdingbare Gewissheit. Sie war sicher, diese Eigenschaft niemals zu verlieren. Denn sie war anders. Freiheit war für sie das Ergründen des grenzenlosen Mysteriums des Alls, nicht die Sicherheit ihrer fürstlichen Zukunft auf Borita.

Aber mit wem sollte sie hier ihren Traum teilen? Nicht einmal Meriil – ihre allerbeste Freundin – war für ihn empfänglich.

Von diesem Zeitpunkt an zeichnete sich ab, dass Cassopaia eine Einzelgängerin war und bleiben würde.

Und was auch geschah…sie wollte sich nicht mehr beruhigen…

Fast wären die beiden Mädchen eingenickt, da drang ein schrilles Synthetikgeräusch an Cassopaias Ohr.

„Hast Du das gehört?“

„Was denn?“, fragte Meriil.

„Das Geräusch kam aus dem Gleiter.“

Sogleich erhoben sich beide und kehrten zum Atmosphärengleiter zurück, wo Cassopaia im Cockpit eine rote Leuchte erkannte. Jemand versuchte Kontakt zu ihnen herzustellen.

Sie aktivierte den KOM–Kanal, und Cobait Lortz, einer der privilegierteren männlichen Sklaven ihrer Mutter, erschien auf dem kleinen Display.

Zuerst nahm Cassopaia an, jemand würde ihr nun doch noch Probleme wegen ihres ungenehmigten Flugs bereiten. Doch es kam anders.

[Lady Cassopaia,], sagte Lortz, [es ist etwas Schreckliches vorgefallen. Es geht um Eure Mutter…]

:: Kapitel 2

Aufstieg des Hasses / Verwalterin Péjol

Aldania, die mächtige Fürstin Boritas, war im Schlaf ermordet worden. Hinterhältig und skrupellos war ihrem Leben ein vorschnelles Ende gesetzt worden. Und zwar von einem Mann.

Warum hatte er das getan? Warum hatte er das Vertrauen als hoftreuer Angestellter missbraucht, das man ihm geschenkt hatte?

So schnell konnten sich die Träume eines Kindes verändern, sie wurden einfach der Realität unterworfen, die viel grausamer und komplexer und doch letzten Endes viel zu primitiv war, um die kindliche Naivität zu bewahren. So war das schon immer gewesen, und zwar nicht nur auf Borita.

Mit gerade einmal fünfzehn Jahren erbte Cassopaia Titel und Gut ihrer Mutter, die sie kaum gekannt hatte. Ihre bislang unversengte Jugend riss ab – so, wie ein Seil plötzlich riss und den Bergsteiger abstürzen ließ – und auf anfängliche Irritation und Hilflosigkeit, auf Trauer und Furcht folgte, nicht zuletzt durch den Druck ihrer Großmutter, Zorn. Die alte Peelopa wusste sehr genau, wie sie ein junges Kind, welches unverhofft die Rolle einer Fürstin einnehmen musste, zu führen hatte. Gezielt fütterte Peelopa Cassopaia mit Informationen, wonach Aldanias Mörder Mitglied einer Sekte gewesen war, die kein minderes Ziel habe als den Umsturz der matriarchalischen Strukturen auf Borita.

Zum ersten Mal in ihrem Leben lernte Cassopaia – und zwar für den Preis ihrer kostbaren Träume –, was es wirklich bedeutete, zu hassen.

Und mit ihrem Hass begann auch eine Zeit großer Verwerfungen für Borita.

Die nächsten sieben Dekaden verbrachte die herangereifte Fürstin Nisba zusammen mit Meriil Lavo, die später auch Fürstin geworden war, damit, die untereinander teils zerstrittenen matriarchalischen Fürstentümer ihrer Welt zu einen. Ihr gelang etwas, das noch niemandem zuvor geglückt war. Die Herrscherinnen Boritas wuchsen zu einem mächtigen Föderalstaat zusammen, der sich auch und vor allem ein Ziel setzte : Die noch wilden Horden von Männern zu finden, sie mit ihren Heeren von leibeigenen Kriegern zu besiegen und in den boritanischen Staatsapparat als Sklaven zu integrieren. Es funktionierte, die gesellschaftlichen Inseln auf dem Planeten, wo Männer noch autark waren und nach Gleichberechtigung strebten, verschwanden. Und wann immer es zu Kontroversen oder gar Rivalitäten unter den Fürstinnen kam, brauchte Nisba nur auf die Geschichte – oder sollte man besser sagen : Legende – vom Tod ihrer Mutter zurückzugreifen. Aldania war mit ihrer Ermordung zu einer Märtyrerin geworden, zu einem Zeichen, das ihre Tochter geschickt für ihre Ziele einzusetzen lernte. Je öfter sie dies tat, desto weniger lief der Föderalstaat Gefahr, instabil zu werden. Die Kulturrevolution und das Matriarchat siegten, und zwar mit einer Gnadenlosigkeit, wie sie Nisba auch mit dem Tod ihrer Mutter überfallen hatte.

Nisba war Vordenkerin und Instrument in einem geworden, und nichts außer der boritanischen Kultur interessierte sie mehr.

Die Gesetze gegen Männer wurden verschärft. In einer der vielen Strukturreformen des Strafgesetzes hieß es ir-

gendwann sogar, dass alleine verdächtiges Verhalten eines leibeigenen Mannes gegenüber seiner Fürstin – dies konnte bereits über einen zweifelhaften Blick begründet werden – dessen sofortigen Tod und den seiner Familie und Angehören zufolge haben dürfe.

Als Boritas Raumfahrt weit genug entwickelt war – Fürstin Nisba hatte inzwischen das Alter von neunzig Erdenjahren erreicht – ergab sich ein erster Zusammenstoß mit einer friedlich gesonnenen Institution namens Föderation. Da die boritanische Medizin außerordentlich hoch entwickelt war, ergab sich rasch ein ausgesprochen lukrativer Handel mit der Föderation, auf die auch andere Mächte folgten. Der Druck auf die Sklaven in den Fabriken musste abermals erhöht werden, denn es trat ein Zeitpunkt ein, da waren Rationalisierung und eine Erhöhung der Zumutbarkeitskriterien für die Männer die einzige Möglichkeit, damit Boritas Anteil am intergalaktischen Pharma– und Medizinmarkt weiter wachsen konnte.

Alle Dinge, die sich um Borita drehten, spannen sich nach dem roten Faden, welchen Nisba und ihresgleichen konzeptioniert hatten. Doch Veränderungen sind oft nicht hart, sondern weich, im Anfang kaum erkennbar, manchmal reichen schon ein paar Worte, um ein Konstrukt ins Wanken zu bringen – erst recht, wenn die Überzeugung von diesem Konstrukt in erster Linie durch Zwang begründet wird.

Gerade hatte Nisba ihren hundertsten Geburtstag hinter sich, da tauchte eine neue Beamte an ihrem Hofe auf. Sie hieß Illana Péjol und verrichtete ihre Dienste als Verwalterin der lokalen Felder rund herum um Nisbas fürstlichen Hauptsitz.

Zuerst glaubte Nisba, in Péjol die perfekte Frau für den Job gefunden zu haben, tat sie doch eine hervorragende und fleißbesetzte Arbeit. Doch dann, eines Tages, zog sie

ihren Ärger auf sich. Es hatte alles damit angefangen, dass Péjol einem siebzehnjährigen Sklavenjungen, der ein boritanisches
Wolloc–Huhn aus den fürstlichen Gehegen entwendet hatte und dafür zum Tod bestraft worden war, die Freiheit geschenkt hatte. Nisba war ausgesprochen entsetzt über diese Tat durch ihre Verwalterin, die sie selbstverständlich sofort zur Rede stellte. Péjol erzählte ihr, der Junge habe seiner hungernden Familie lediglich helfen wollen. Diese Aussage machte Nisba umso wütender über Péjols Handeln, implizierte sie mit jener Rechtfertigung doch, dass die Sklaven in den Gefilden der hohen Fürstin Nisba nicht genug zu essen bekamen.

Völlig ungehalten über den Vorfall erteilte Nisba ihrer Verwalterin den Befehl, beim nächsten Mal nach Gesetz und Sitte hart durchzugreifen. Es gehe schließlich nicht, dass die Disziplin und die fürstliche Autorität im Verständnis der Sklaven unterminiert wurden.

Sie hätte nicht gedacht, dass Péjol auf dieses Machtwort hin noch zu einer Erwiderung ansetzen würde, doch so war es. „Meine Gebieterin, wer sind wir, davon auszugehen, die Gesellschaft, an deren Spitze Ihr steht, würde auf ewig existieren. Wer die Dynamik verkennt, verkennt die Grundlage allen Lebens.“

Nichts weiter. Nisba war verwundert über die Selbstsicherheit, mit der Péjol ihr gegenübergetreten war.

In den nächsten Wochen und Tagen war es zu keinem Tabubruch seitens Péjol mehr gekommen. Aber für Nisba, die sie von nun an stets im Auge behielt, war es offenkundig, dass Péjol gesetzliche Grauzonen ausnutzte, um Sklaven zu begünstigen. So zum Beispiel ließ sie die Leibeigenen in ihrem Distrikt – im Gegensatz zu anderen Verwaltern – nur solange wie unbedingt nötig auf den Feldern schuften und fasste die Arbeitspläne so ab, dass ältere und gesund-

heitlich angeschlagene Männer deutlich entlastet wurden. In diesem Rahmen, im Freiraum also, den ihr das berufliche Spektrum bot, machte sie mit dem, was ihre Fürstin überaus erregt hatte, weiter. Zweifellos.

Nisba hätte Péjol jederzeit entlassen können, doch spürte sie, wie sich die Erregung, die sie ursprünglich empfunden hatte, zu wandeln begann: Péjol war interessant für sie geworden. Warum? Aus einem simplen Grunde: Welche Boritanerin konnte schon von sich behaupten, dass sie Männer bei jeder sich bietenden Gelegenheit schonte? Die Fürstin wollte erfahren, welche Beweggründe es waren, die Péjol so handeln machten. Dann konnte sie mit ihr immer noch verfahren, wie es ihr beliebte. Sie konnte sie immer noch entlassen und eine andere Verwalterin für die Sklaven in diesem Distrikt einstellen.

So ergab es sich eines Abends, dass Nisba Péjol wieder aufsuchte. Letztere blickte dem Sonnenuntergang entgegen, dessen sanftes Zwielicht über die schier endlosen Morgen bestellter Felder glitt.

„Eine Qualitätsanalyse hat ergeben,“, sagte Nisba, und Péjol erschrak im ersten Moment, weil sie sie nicht hatte kommen hören, „dass die Sklaven in Ihrem Distrikt hinter der zu veranschlagenden Produktivitätssteigerung von drei Komma acht Prozent zurückgeblieben sind. Bitte erklären Sie mir das.“

Péjol gewann in Kürze ihre Fassung und stand der Fürstin Rede und Antwort. „Ich habe einigen Älteren im dritten Bereich, die sich mit der Veloucs–Grippe infizierten, die Arbeit erlassen. Sie müssen sich regenerieren und dann werden sie die angestrebte Produktivitätssteigerung erbringen. Bei allem Respekt, meine Gebieterin, ich habe nichts getan, das gegen die Regel war.“

„Das habe ich auch nicht gesagt, Verwalterin Péjol.“, stellte Nisba klar. „Doch ich würde lügen, würde ich behaupten,

seitdem Sie für mich arbeiten hätte sich rein gar nichts geändert.“

„Wie bitte darf ich das verstehen, meine Gebieterin?“

Nisba machte eine Runde um ihre Gesprächspartnerin, ihre Absätze fanden Widerhall auf dem marmorierten Boden der gigantischen Terrasse des Palastes. „Sie haben sich bei den Sklaven einen Namen gemacht.“, sagte sie. „Ich vage es kaum, das Wort in einem solchen Zusammenhang zu nennen, doch man könnte fast schon meinen, sie seien…*populär*. Ich weiß von den Geschenken, die die Leibeigenen Ihnen zum Geburtstag gemacht haben. Die Sklaven in den anderen Distrikten unter der Aufsicht anderer Verwalter würden sich glücklich schätzen, unter Ihren Fittichen arbeiten zu dürfen.

Und nun, meine verehrte Péjol, beantworten Sie mir eine simple Frage: Warum? – warum begünstigen Sie diese… *Männer*?“

Im ersten Augenblick beschlich Nisba das Gefühl, sie hätte Péjol endlich einmal eine Frage gestellt, in deren Fängen sie sich verhedderte. Doch diese Gefahr hatte dieses Mal genauso wenig bestanden wie bei ihrer letzten Kontroverse. „Ich begünstige niemanden.“, entgegnete die Verwalterin abschmetternd. „Ich bin ebenso von den Idealen der boritanischen Kulturrevolution überzeugt wie Ihr, meine Gebieterin. Einen Unterschied gibt es allerdings zwischen uns beiden: Ihr steht hinter diesen Idealen, weil Ihr von ihnen abhängig seid. Sie stellen eine Art Selbstschutz für Euch dar. Ich hingegen glaube tatsächlich an sie.“

Nisba wurde zornig. „Sie wissen, Verwalterin, dass ich Sie für diese ruchlose Bemerkung sofort entlassen könnte.“

„Bei allem Respekt, Gebieterin. Ihr tut es aber nicht, weil Ihr ganz genau wisst, dass ich mit dem, was ich sage, Recht habe. Ich habe Euren Werdegang studiert. Der Tod

Eurer Mutter hat Euch schwer zugesetzt, aber Ihr ward einst anders, nicht wahr?“

Nisba spürte, wie sie die Kontrolle über dieses Gespräch verlor. Oder hatte sie sie bereits verloren?

Die Fürstin stellte sich unmittelbar neben Péjol und blickte jetzt ebenfalls hinaus auf vom Abenddämmerung und Wind gesäumte Felder. Es war ihr unangenehm, den Blickkontakt aufrechtzuerhalten. „Was wisst Ihr schon davon, wie ich einst war?“

„Ich kann *zwischen* den Zeilen lesen, meine Gebieterin.“, antwortete Péjol entschlossen. „Aber ganz abgesehen davon tragt Ihr Eure Verlustängste mit Euch herum, als wären Sie ein Ausstellungsstück.“

„Jetzt *reicht* es aber!“

„Warum quält Ihr diese Leute unnötig, Fürstin?!“, rief Péjol, und sie gestikulierte dabei, zeigte hinaus auf einige Sklaven, die sich gerade im Gänsemarsch in ihre bescheidenen Hütten aufmachten. „Warum lasst Ihr sie permanent mit jeder Faser ihrer Existenz dafür büßen, dass sie ehrfürchtig die Stellung in diesem ganzen Unterfangen einnehmen, die für unsere Gesellschaft richtig und wichtig ist?“

„Sie sind *Männer*.“, knurrte Nisba ungehalten. „Was sollte ich anderes mit Ihnen tun?“

„Ganz einfach, meine Gebieterin: ihnen das Gefühl geben, Teil von etwas Großem zu sein.“ Ein Funkeln in Péjols Augen. „Wenn die Männer ein Gefühl dafür bekommen, dass sie nicht bloß Abschaum sind, sondern von uns gebraucht werden, dann – nur *dann* wird diese Gesellschaft zukunftsfähig sein. Erinnern Sie sich an das, was ich Ihnen vor einiger Zeit sagte, Fürstin? Von der Verkennung gesellschaftlicher Dynamik? Hier beginnt sie. Hier beginnt Ihr Trugschluss. Macht so weiter und Borita wird schon in wenigen Dekaden im Ruin liegen.“

Als sie die Worte ausgesprochen hatte, verschwand Péjol von der Seite ihrer Fürstin. Frei von Angst. Frei von Reue. Sie hatte nichts zu befürchten. Denn Péjol hatte mit allem, was sie gesagt hatte, Recht.

Nisba verstand: Längst ging es nicht mehr um die Etablierung des Matriarchats, um die Bodenkämpfe, die letzten Wilden in die boritanische Zivilisation zu integrieren. Jetzt ging um etwas völlig anderes: Wer nicht an diese Welt glaubte, sondern sich nur im Schein ihrer Fassade schönte, der würde sie dem Untergang preisgeben.

Doch wie wendete man ihn ab, den Untergang Boritas?

:: Kapitel 3

Hoffnung auf die neue Welt

Etwas im Verhältnis zwischen einer Fürstin und ihrer Untergebenen wandelte sich. Die Abhängigkeiten tauschten zusehends. Einfluss, Macht und Reichtum spielten keine Rolle mehr in dieser Relation, sie waren vollkommen überflüssig.

Péjol wurde zur Lehrerin, Nisba zur Schülerin.

Und sie lernte. Sie lernte wieder, was es hieß, Träume zu haben.

In ihren unzähligen Gesprächen mit Péjol, die sie in den Rang ihrer rechten Hand erhob – und zwar über *alle* Territorien ihres Fürstentums –, erwachte die Fantasie eines jungen Mädchens wieder zum Leben. Eines Mädchens, das anders gewesen war.

„Was soll ich tun, um der gesellschaftlichen Dynamik Rechnung zu tragen?“

„Lasst Euch auf neue Möglichkeiten ein, Fürstin. Auf neue Formen der Existenz. Und lernt von Ihnen.“

„Wie soll ich das machen?“

„Es ist simpel. Geht zurück, bis zu einer Zeit, da Ihr keine Hürden und keine Ängste verspürt habt. Bis zu einem Moment, da Ihr Euren Weg ganz klar gesehen habt.“

„Ich…ich wollte zu den Sternen reisen…“

„Ja, und es ist noch nicht zu spät dafür. Reisen Sie, Fürstin. Reisen Sie und lernen Sie von den Sternen.“

– – –

Kurz bevor sie ihre Reise antrat, notierte Cassopaia Nisba, mächtige Fürstin von Borita und Schrittmacherin des Matriarchats, in ihr Tagebuch:

Ich habe jetzt die Wahl, entweder ein Opfer meiner Welt zu sein oder eine Abenteuerin auf der Suche nach ihrem Schatz. Es ist alles nur eine Frage, wie ich mein Leben angehe. Wenn ich jemandem treu sein muss, dann in erster Linie mir selbst. Ich muss erst einmal die mittelmäßigen Lieben satt haben, die mir bislang über den Weg gelaufen sind, um mich dann auf die Suche nach der wahren Liebe – was immer die sein mag – zu begeben. Viel Lebenserfahrung habe ich nicht, aber eines weiß ich: dass man nichts besitzen kann, alles ist Illusion – sowohl materielle wie spirituelle Güter. Wer schon einmal etwas verloren hat, von dem er glaubte, er würde es nie verlieren, weiß am Ende, dass ihm nichts gehört. Und wenn ich nichts besitze, muss ich auch meine Zeit nicht damit vergeuden, mich um Dinge zu sorgen, die mir nicht gehören; es ist besser, ich lebe jeden Tag, als wäre er der erste oder letzte meines Lebens…

– – –

Mit einhundertsechzehn Erdenjahren stand Fähnrich Cassopaia Nisba im Hauptquartier der Sternenflotte und hielt ein Schreiben in der Hand, das sie darüber in Kenntnis setzte, dass sie die Akademie erfolgreich – und zwar mit Bravour – absolviert und in Kürze einen Transfer auf ein Raumschiff mitmachen werde.

Sie war die erste Boritanerin in der Sternenflotte, und es hatte ihr erhebliche Mühen bereitet, sich gegen den Wider-

stand ihrer Großmutter sowie den ihrer besten Freundin, Meriil Lavo, zu behaupten.

„Was hast Du in dieser Föderation nur verloren, Cassopaia?“, hatte Meriil protestiert, bevor Nisba Borita vor vier Jahren verließ, in einer letzten Aufwendung, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. „Borita braucht Dich, Du darfst es nicht einfach so im Stich lassen.“

Nein, Nisba wusste, was hier auf dem Spiel stand. Sie war sich dessen gewahr, dass Meriil sie nicht verstehen würde. Die Verantwortung um Boritas Zukunft hatte sie ganz allein auf ihren Schultern zu bürden. In gewisser Weise war das auch gut so, konnte sie sich doch auf zwei Fronten konzentrieren : Ihre Suche nach – was immer es war, um Borita eines Tages wohlgar dadurch zu erretten und sich selbst, die Neugier und die Lust auf das Unbekannte – Eigenschaften, die Péjol in ihr wieder zum Leben erweckt hatte.

Nisba war sich sehr wohl dessen im Klaren, dass beide Fronten miteinander in Korrespondenz standen. Denn in beiden Fällen ging es um Dynamik, um die Suche nach Neuem.

Sie war stolz auf sich, eine Art Pionierrolle für ihr Volk einnehmen zu dürfen, indem sie in der Föderation und außerhalb Ausschau halten würde, um Dinge zu finden, die zur Verbesserung und Vitalisierung der boritanischen Kultur beitragen mochten. Zur richtigen Zeit.

Freilich war es selbst für Nisba eine Überwindung gewesen, in der Sternenflotte anzufangen, und zwar als kleinstes Glied der Kette – was völlig im Kontrast zu den Ansprüchen stand, die eine boritanische Fürstin normalerweise stellte. Aber dieser Preis war hinnehmbar, verglichen mit den Herausforderungen, die jetzt auf sie warteten. Bei der Wahl hinsichtlich ihres Fachbereichs hatte es keine langen Überlegungen gegeben – Nisba hatte sich auf Bori-

tas Stärken besonnen, Medizin, wovon sie bereits in ihrer Zeit als Jugendliche viel Fachwissen anzubieten hatte. Im Laufe ihrer Akademiezeit war sie mit zahlreichen anderen Behandlungsmethoden und technischen Entwicklungen konfrontiert worden, und dies steigerte in ihr den Wunsch, Wissen und Erfahrung für ihre Leidenschaft – und von nun an ihren Beruf – zu mehren.

Bevor es zur ersehnten Versetzung auf ein Raumschiff kam, wurde Nisba verpflichtet, an einer zweiwöchigen medizinischen Fortbildung für angehende Ärzte der Sternenflotte zu partizipieren. Der Veranstaltungsort lag im Aleceta–System, nahe der romulanischen Grenze, und zwar auf einer gigantischen Raumstation namens Sternenbasis 10.

Es war das erste Mal für sie, dass sie sich so weit abseits der Erde aufhielt, wo sie die vergangenen vier Jahr verbracht hatte.

Das weitaus Wichtigste aber war: Cassopaia Nisba hätte *frei* sein können, frei wie ein Adler, der die Schwingen ausbreitete und sich nach Belieben eigene Ziele setzte. Sie hätte endgültig Abschied nehmen können vom Schmerz und der Einengung der Vergangenheit.

Péjol hatte in ihr das Interesse ihrer Kindheit an der „neuen“ Welt wieder zum Leben erweckt…aber selbst das wäre niemals genug gewesen, um aus dem Schatten der eigenen Erfahrung und der eigenen Kulturumklammerung hervorzutreten und sich selbst zu leben – wäre es nicht zu einer Begegnung gekommen, die das Potential hatte, sie von Grund auf zu ändern.

Er hieß Tandiem und war wie sie ein Fähnrich der Medo–Abteilung, welcher an der Fortbildung partizipierte. Nisba hatte bereits am ersten Sitzungstag seine Blicke bemerkt, war aber davon ausgegangen, dass er – so wie

die meisten Männer – nur auf das Eine bedacht waren. Und das unter Anderem bestärkte sie in der Ansicht, dass die Männer von anderen Welten auch niedere Lebensformen waren und einer gesellschaftlichen Neujustierung bedurften.

Am zweiten Tag jedoch geschah etwas Ungewöhnliches: Tandiem, ein hoch gewachsener, dunkelhäutiger Betazoide, sprach sie an, und zwar auf eine Weise, wie sie Nisba nicht erwartet hatte: „Ich bin Maler.“, sagte er. „Und ich würde Sie gerne zeichnen.“

Was für eine merkwürdige Begrüßung. Aber was noch viel schlimmer gewesen war: Nisba hatte gar keine Ahnung, was sie entgegen sollte. Sie war Fürstin, ihr schmeichelte es, wenn jemand ihre edlen Kurven zu illustrieren versuchte. Also stimmte sie, ehe sie überhaupt darüber nachgedacht hatte, zu. Ganz spontan trafen sie sich am nächsten Abend in Tandiems Quartier, der bereits ein Sofa vor eine Leinwand gestellt hatte.

Er hatte eine Aktzeichnung ihres ganzen Körpers im Sinn, und Nisba empfang es als aufregend.

Stundenlang posierte sie für ihn, und ihr boten sich unzählige Möglichkeiten, seinen Blick zu untersuchen. Merkwürdig, er war gar nicht auf ihren reizvollen Körper gerichtet, sondern schien irgendwie hindurch zu treten.

Durch die Fassade, durch das Verlockende, das Offensichtliche.

Es wurde ihr irgendwie unangenehm.

Sie entdeckte schließlich den Grund für ihr Unbehagen: Zum ersten Mal betrachtete man sie nicht auf Basis ihres Status oder ihres Reichtums, also als Objekt, ja nicht einmal als Frau, sondern als eine Herausforderung – etwas, was Tandiem nicht verstehen konnte. Obwohl Nisba Männern gegenüber höchst feinselig blieb – also auch Männern gegenüber, die von anderen Welten stammten –, konnte

sie Tandiem nicht greifen. Er griff *sie*, und dabei spürte sie, wie durchschaubar sie zu sein schien.

*Sieht er wohl meine Seele, meine Ängste, meine Zerbrechlichkeit, meine Unfähigkeit, mit einer Welt klarzukommen, die ich im Griff zu haben vorgebe, über die ich aber nichts weiß? Sieht er durch meinen…*Selbstschutz*?*

Kurzzeitig gingen ihre Gedanken an Péjol.

Machte sie sich etwas vor?

„Ich würde gern –…“

„*Schscht…*“, raunte Tandiem. „Ich sehe Dein Licht.“

Das hatte noch niemand zu ihr gesagt. „Ich sehe Deine wohlgeformten Schenkel, Deine harten Brüste“, „ich sehe diese exotische boritanische Schönheit“, „ich sehe, dass Du Macht und Einfluss hast“ – ja, diese Art von Bemerkungen war sie gewohnt, aber „Dein Licht“?

„Dein inneres Licht.“, sagte er, als hätte er gemerkt, dass sie nichts verstanden hatte.

Inneres Licht. Na, da lag er aber gründlich daneben, dieser naive Mann von Maler, der trotz seiner dreißig Jahre noch nichts vom Leben wusste. Es war eben doch so : Frauen reiften schneller als Männer, und Nisba – die zwar viel über das Leben nachdachte, dabei aber unbeschwert und nüchtern zu bleiben gelernt hatte, sagte sich, dass sie bestimmt kein besonderes ‚Licht’ besaß, wie Tandiem behauptete. Vielleicht meinte er ihre besondere Ausstrahlung. Sie war ein Lebewesen – wie viele andere –, das unter Einsamkeit litt und ihr Leben vor sich zu rechtfertigen suchte. Sie hatte fast ihr ganzes Leben lang vorgegeben, stark zu sein, obwohl sie schwach war; sie hatte jegliche Form von Leidenschaft von sich ferngehalten – und damit ist nicht nur die Liebe selbst gemeint –, nur um ihrer Verantwortung auf Borita nachgehen zu können. Einer Verantwortung, der sie selbst immer mehr Pflichten hinzuaddiert hatte.

Nisba hatte Borita verlassen, um ihrem Ziel entgegenzustreben, das der Welt, von der sie kam, eines Tages das Leben retten mochte. Sie hatte eine Vergangenheit, vom Schicksal gezeichnet. Unter gewöhnlichen Umständen hätte sie sich diesen Gedanken niemals eingestanden, aber sie war in diesem Augenblick davon überzeugt : Jemand wie sie hatte kein ‚besonderes Leuchten'.

Inneres Licht. Er hätte etwas anderes sagen können, wie zum Beispiel, dass sie ein schönes Profil habe.

Wie gelangte Licht in ein Haus? Wenn die Fenster geöffnet waren. Wie gelangte Licht in eine Person? Wenn das Tor der Liebe, der Leidenschaft geöffnet war. Und ihres war definitiv nicht geöffnet, dessen war sie sich mit innerem Nachdruck gewahr. Sie war in die Fußstapfen ihrer Mutter getreten, viel zu früh, und sie hatte in der Tat den Hass auf die Männer Boritas, welchen sie nach der Ermordung Aldanias empfand, ausgelebt. Doch im Laufe der Dekaden war so vieles davon erloschen, und Nisba hatte ein zynisches Verhältnis zu sich selbst und dem Rest der Welt entwickelt. Eigentlich, wenn sie ehrlich war – und das war sie nur in sehr raren, kostbaren Augenblicken wirklich –, hatte erst die Relation mit Péjol einen Teil ihrer inneren Verkrustung gelöst, sie motiviert, wieder etwas in ihrem Leben zu bewegen.

Inneres Licht… Dieser Tandiem musste ein schlechter Maler sein, er verstand überhaupt nichts.

– – –

Nisba mied Tandiem, wo immer sie nur konnte. Ihre einzige Begegnung hatte in ihr reges Unbehagen ausgelöst. Dieser Mann war ihr irgendwie unheimlich.

Warum? Vermutlich, weil sie es gewohnt war, die Kontrolle über Andere zu haben, nicht umgekehrt.

Er war künstlerisch unglaublich begabt, hatte Nisba das Bild, welches er von ihr gemalt hatte, zukommen lassen. Es würde sich gut im Wohnzimmer ihres Anwesens auf Borita machen.

Die zweiwöchige Fortbildung neigte sich dem Ende, und am vorletzten Abend – gerade war die Sitzung zu Ende gegangen – suchte Nisba ein kleines Lokal auf dem Promenadendeck von Sternenbasis 10 auf. Sie bestellte sich einen Lissablütentee und versuchte sich auszumalen, auf welches Raumschiff man sie schicken würde…

…als plötzlich jemand neben ihr platz nahm, und zwar mit den Worten: „Du bist also eine boritanische Herrscherin."

Diese Stimme kannte sie doch. Es war Tandiem. Er grinste freundlich und bestellte sich dann ein Getränk namens Pastis.

„Eine *Fürstin*.", korrigierte Nisba sofort, fast beleidigt. „Ich besitze ein *Fürstentum*. Eines der größten meiner Welt."

„Herrscherinnen und Fürstentümer. Beides langweilig.", murmelte Tandiem, und er nahm einen Schluck seines Getränks.

„Du hast doch keine Ahnung, was es heißt, gesellschaftlichen Status zu besitzen.", antwortete Nisba ruppig. „Stattdessen erzählst Du den Leuten lieber etwas von einem angeblichen Licht in ihnen. Sophistisch."

Was Tandiem als nächstes sagte, verwunderte Nisba erneut. „Dein Licht", begann er, „hat überhaupt nichts damit zu tun, dass Du eine Herrscherin bist – eine vielleicht, die sich ans herrschen gewöhnt hat –, sondern mit der Frau, die Du bist. Du hast ein Leuchten. Es kommt von Deinem starken Willen, Deiner Kraft, wie sie nur Menschen haben, die bereit sind, zur Verwirklichung ihrer Ziele große Opfer zu bringen. Dieses Licht zeigt sich in Deinen Augen."

Es waren die wundervollsten Sätze, die jemand in ihren über hundert Lebensjahren an sie gerichtet hatte. Und Nisba hatte das Gefühl, dass diese Sätze all die Wunder beschrieben, die Illana Péjol in ihr wieder zum Leben erweckt hatte. Vielleicht hatte Tandiem mit seiner Bemerkung soeben ganz unabsichtlich den Grund festgestellt, warum sie Borita verlassen hatte. Um Opfer zu bringen. Um dem Leuchten nachzugehen.

Trotzdem – Nisba fühlte sich entwaffnet; Tandiem hatte sich nicht provozieren lassen. Sie wollte glauben, dass er sie, so wie ein gewöhnlicher Mann, verführen wollte, nichts weiter. Sie durfte nicht denken – zumindest nicht in den nächsten vierundzwanzig Stunden, bis sich ihre Wege wieder trennten –, dass es interessante Männer im Universum gab.

„Siehst Du diesen Pastis da vor Dir?“, fuhr er fort und zeigte auf sein Getränk. „Du siehst nur einen Pastis. Du willst ihn wahrscheinlich auch besitzen, ansonsten ist er für Dich uninteressant. Ich hingegen, der ich das hineinschauen muss, was ich male, sehe die Pflanze, aus der er gemacht ist, die Stürme, denen die Pflanze getrotzt hat, die Hand, die die Aniskörner geerntet hat, deren Reise bis hierher, rieche den Duft des Anises und sehe seine Farbe, ehe er dem Alkohol hinzugefügt wurde. Wenn ich eines Tages diese Szene male, ist das alles auch in dem Bild enthalten, obwohl Du dann meinst, nur ein gewöhnliches Glas Pastis vor Dir zu haben.“

Nisba hatte es gar nicht lenken wollen, doch unterbewusst tat sie es – und förderte sogar das Gespräch, welches sich entwickelte. Die Nacht wurde älter, und sie wanderten durch die riesige Raumstation und unterhielten sich…solange, bis sie sogar ein Interesse daran entwickelt hatte, etwas über seinen Werdegang zu erfahren.

Anfangs tat er bescheiden. Aber Nisba wusste, wie man einen Mann zum Reden bringt, und da erzählte er ihr, dass er zweimal verheiratet gewesen und viel gereist war, berühmte Schauspieler und gekrönte Häupter kennen gelernt und unvergessliche Feste gefeiert hatte. Er war auf Betazed geboren, war aber sehr früh mit seinen Eltern auf die Erde gezogen, wo sie in den Städten Madrid, Amsterdam, New York und irgendwo in Südfrankreich gelebt hatten. Sein künstlerisches Talent war entdeckt worden, als er sechzehn Jahre alt war. Ein großer Kunsthändler hatte zufällig in einem Restaurant in Genf gesessen, dessen Inneneinrichtung von Tandiem gestaltet worden war. Er war viel in der Föderation herumgekommen, hatte viele Credits gemacht, war jung und gesund, konnte tun, was er wollte, fahren, wohin er wollte, treffen, wen er wollte. Er hatte schon all die weltlichen Genüsse erlebt, die ein Mann erleben kann, ging in seinem Beruf auf; und dennoch, trotz alledem, trotz Ruhm, Geld, Frauen, Reisen, war unglücklich, hatte er nur eine Freude im Leben: seine Malerei.

„Haben Deine Frauen Dir wehgetan?“, fragte sie irgendwann.

„Sie haben mir nie wehgetan.“, entgegnete Tandiem ruhig. „Ich war in beiden Ehen glücklich. Ich wurde betrogen und habe betrogen, wie es in jeder normalen Ehe vorkommt. Dennoch hat mich der Sex nach einer Weile nicht mehr interessiert. Ich liebte meine Frauen immer noch, sie fehlten mir, wenn sie nicht da waren, aber Sex – warum reden wir überhaupt über Sex?“

„Weil es doch das ist, was euch Männer determiniert.“, sagte Nisba ganz unverblümt.

„Dann kennst Du wohl nur einen Teil der Männerwelt.“

In dieser Nacht geschah es. Sie verliebte sich.

Das einzige Mal in seinem Leben breitete der Adler seine Schwingen aus – und dann nie wieder.

Als sich ihre Lippen in dieser Nacht – oder war es schon der nächste Morgen? – einander näherten, sagte Tandiem etwas weiteres Merkwürdiges: „Ich muss Dich warnen. Man könnte mich als Weltenwanderer diagnostizieren. Ich lebe die Momente, die ich bekomme. Ich genieße sie. Und dann ziehe ich weiter."

Nisba wollte ihn. Und sie wollte jetzt nicht über diese Worte nachdenken, sie hatte heute genug nachgedacht. „Lass sie uns gemeinsam genießen.", sagte sie und küsste ihn auf eine intime Weise, die sie selbst überraschte.

Sie fielen übereinander her, und ihre Leidenschaft glühte – bis zum nächsten Morgen.

– – –

Zwei Jahre lang blieben Nisba und Tandiem ein Paar.

Nisba erlebte eine Zeit voller wundersamer Erfahrungen, in denen sie dem Verständnis von Geben und Nehmen, von der Balance einer wirklichen, einander verstehenden, auf Ausgleich bedachten Liebe immer näher kam.

Irgendwann drängte sich ihnen beiden sogar die Frage nach einer eigenen Familie auf…doch dazu kam es nicht.

Vorher wurde Nisba immer aggressiver gegenüber Tandiem, wenn sie ihn in der Gegenwart anderer Frauen vorfand. Sie wollte ihn für sich haben, ganz allein besitzen und niemandem zugänglich machen. Hier begann das Verhältnis zwischen den beiden zu drehen – und seinem Niedergang entgegenzustreifen.

Nisba würde sich wohl ihr ganzes Leben lang an das letzte Gespräch zwischen ihnen beiden erinnern…

„Ich habe eine Sache gelernt, die Du nicht gelernt hast...es gibt ein paar Dinge, die einem viel wert sind. Aber die haben ihren Preis. Und ich möchte eines davon sein."

„Du hast etwas nicht verstanden, Cassopaia. Ohne totale Freiheit gibt es keine Liebe.“

„In der Welt, die Du erschaffen würdest, gäbe es überhaupt keine Liebe.“

„Oder die ihrer allerbesten Art, nämlich die, die keine Beweise erwartet. Keine Ablenkungen und Verschmähungen. Du hast Dich daran gewöhnt, Dir die Dinge einfach zu nehmen, die Du begehrst, Cassopaia. Du willst etwas und Du eroberst es. So geht das vermutlich auf Borita. Aber nicht mit Personen, die auf gleicher Augenhöhe stehen. Freiheit ist nur dort, wo Liebe ist und Liebe ist nur dort, wo Freiheit ist. Wer sich vollkommen hingibt, wer sich frei fühlt, der liebt am meisten. Erinnerst Du Dich noch an die Worte, die ich in der Nacht, bevor wir uns küssten, sagte? – dass ich die Momente lebe, die ich bekomme, woraufhin ich weiterziehe? Es war eine wundervolle Zeit, Cassopaia. Aber es funktioniert nicht mehr. Wir tragen die Erinnerung dieser Momente in uns, aber die Zeit ist nun mal fortgeschritten.“

„Nein!“

„Akzeptiere es.“

„Niemals! Du wirst mich lieben, so wie Du eine Fürstin zu lieben hast!“

„In einer anderen Welt würde ich es vielleicht tun, Cassopaia. In einer anderen Welt…“

Sie sahen einander nie wieder.

Doch Nisbas…Selbstschutz kam es sehr hilfreich entgegen, als sie wenige Monate nach der Trennung mit Tandiem davon erfuhr, dass er sich mit einer Admiralin eingelassen hatte – und dass seine Beförderung zum Lieutenant sprungartig erfolgt war. Wenngleich sie in ihrem tiefsten Innern wusste, dass dies nicht der Grund gewesen war, warum Tandiem ihre Beziehung beendet hatte.

Sie war es gewesen, sie, die sie sich an die Bequemlichkeiten boritanischer Herrschaft gewöhnt hatte. Das hatte

Tandiem sehr früh an ihr erkannt, am allerersten Tage. Er hatte gesagt: *„Dein Licht hat überhaupt nichts damit zu tun, dass Du eine Herrscherin bist – eine vielleicht, die sich ans herrschen gewöhnt hat –, sondern mit der Frau, die Du bist. Du hast ein Leuchten. Es kommt von Deinem starken Willen, Deiner Kraft, wie sie nur Menschen haben, die bereit sind, zur Verwirklichung ihrer Ziele große Opfer zu bringen.“*

In gewisser Weise musste Nisba Tandiem für diese Leistung dankbar sein, denn er hatte sie gesehen, wie sie wirklich war. Er hatte ihre Stärken vorausgesehen und ihr Scheitern.

Aber das war jetzt nicht mehr wichtig.

Denn eine boritanische Fürstin konnte mit Selbstzweifeln und Introspektion nicht herrschen.

Herrschen… Sie würde wieder herrschen. Sie fühlte sich verletzt, hatte sie doch nicht das bekommen, was ihr zustand.

Und das würde sie weder verzeihen noch vergessen…

:: Kapitel 4

Untergang der neuen Welt

Es hatte also eine Zeit im Herzen einer sehr ungewöhnlichen Boritanerin gegeben, da zog diese in Erwägung, all die tradierten Denk– und Handlungsweisen ihrer Heimat abzustreifen und sich einer neuen Welt zuzuwenden. Die Eigendynamik dieser neuen Welt und der damit verbundenen Neugier und Aufgeschlossenheit waren in Nisba entfesselt worden; allmählich hatte sie vergessen, warum sie in die weite Welt gezogen war, sie hatte Péjols Worte von der gesellschaftlichen Dynamik vergessen. Es gab nur mehr ihre Identität, die nach Einzigartigkeit und Erfüllung strebte.

In manchem lichten Moment, da Nisba sich schemenhaft an die Gespräche mit ihrer Stellvertreterin entsann, fragte sie sich, ob Péjol eigentlich genau dies für ihre Fürstin beabsichtigt hatte – auf dass Nisba verstünde, was die Welt im Innersten zusammenhält.

Die Naivität um den Gedanken der Gleichberechtigung hatte sogar, seitdem sie ihre Zeit fernab boritanischer Gefilde in der multiplural ausgerichteten Sternenflotte fristete, einen ansteckenden Reiz auf sie ausgeübt. Es war, als hätte Péjol ihr das Fundament für jene Aufgeschlossenheit bereitet und nun wirkte diese gänzlich neue Welt wie ein Katalysator, der den Reiz nurmehr steigerte.

Irgendwann hatte Nisba zu erkennen gemeint, dass ihre persönliche Wegfindung eng gekoppelt war mit dem Verständnis einer neuen Wahrheit, jenseits von Borita.

Das Ende des Verhältnisses mit Tandiem hatte alles ruiniert.

Hatte Nisbas Herz noch frohlockt, als sie sich ineinander verliebten, als sie all die wunderbaren Dinge miteinander taten, war es zwei Jahre später, als beide sich wieder trennten, zu einem kleinen, aber unglaublich schweren Stein geworden.

Bevor Nisba die Tür zu der neuen Welt, von der sie als junges Mädchen so gerne geträumt hatte, endgültig zustieß, da erinnerte sie sich an Péjols Worte, die vor vielen, vielen Jahren ausgesprochen worden waren: *„Ihr steht hinter diesen Idealen, weil Ihr von ihnen abhängig seid. Sie stellen eine Art Selbstschutz für Euch dar.“*

Wie weise sie doch war, wie Recht sie hatte.

Wenngleich es Nisba nicht freite, so brachte es doch zumindest irgendeine, wie schwach auch immer ausgeprägte Hoffnung mit sich, weil sie mithilfe Péjols hinter die Kulissen dieses ganzen Welttheaters blicken konnte. Ein Welttheater, das Cassopaia Nisbas Werdegang nach der Ermordung ihrer Mutter zum zweiten Mal einer Zäsur unterzogen hatte. Dieses Mal jedoch schien es keine Chance mehr für sie zu geben, von irgendjemandem befreit und für neue Welten motiviert werden zu können.

Dafür war sie einmal zu oft verletzt worden.

Im Jahre 2353 erhielt sie, nunmehr einhundertachtzehn Jahre alt, einen Posten als Chefärztin auf der neuen *U.S.S. Moldy Crow*. In Absprache mit ihrer Familie partizipierte sie an der ersten Dreijahres–Mission des Schiffs, bevor sie nach Borita zurückkehrte und ihre fürstliche Laufbahn weiterverfolgte.

An Bord der *Moldy Crow* machte sie viele neue Erfahrungen, von denen einige im Rückblick gar nicht einmal so schlecht waren. Sie lernte einen Saurianer – ein zweige-

schlechtliches Wesen – namens Flixxo Windeever kennen, der von Anfang an als Navigator des *New Orleans*–Kreuzers diente. Es ergab sich eine tiefe Freundschaft, die Bestand haben sollte.

Alles in allem waren ihre ersten drei Jahre an Bord der *Moldy Crow* eine erfahrungsreiche und lohnende Zeit, erlebten sie doch allerhand Abenteuer – von Grenzkonflikten mit den Cardassianern, über Explorationsmissionen, bis hin zu diplomatischen Verhandlungen war so ziemlich jedes Missionsspektrum abgedeckt. Für Cassopaia Nisba jedoch war es keine Herausforderung mehr, keine Auseinandersetzung mit dem Neuen, weil sie der boritanischen Wertelehrer nun endgültig verhaftet sein wollte. Und das bedeutete für sie, die Männer zu hassen. Mit ihrer enormen Attraktivität gelang es ihr stets, sich einige Lustobjekte für eine Nacht an Land zu ziehen, bevor sie sich des entsprechenden Mannes am nächsten Morgen entledigte, so wie man Abfall wegwarf.

Als sie nach Borita zurückkehrte, ließ sie ihr Patent bei der Sternenflotte zunächst ruhen. Die erste Handlung, der sie sich verschrieb, sobald sie wieder auf ihrem fürstlichen Sitz war, bestand in der Entlassung ihrer rechten Hand, Illana Péjol.

„Diese neue Welt, von der Du immer gesprochen hast, Illana…sie ist mir nicht begegnet…“

„Sie ist *Dir begegnet, Cassopaia. Aber Du hast beschlossen, sie aus Deinem Herzen zu verbannen. Und jetzt ist es zu spät für uns. Zu spät für uns alle.“*

Die beiden Frauen sahen einander nie wieder.

Die kommenden Jahre verbrachte Nisba zusammen mit Meriil Lavo damit, ein umfangreiches Manifest über die boritanische Kulturrevolution zu verfassen. Borita, so sah sie es vor, sollte als schillerndes Exemplar einer perfekten

Gesellschaft herhalten, und zwar einer Gesellschaft, die eines Tages den gesamten Quadranten dominieren sollte.

Die boritanische Wertelehre wurde zu einer verbindlichen Ideologie gemacht, die sich nicht zuletzt aus ihren Feindbildern speiste. Welten wie FerengiNar waren eines dieser Feindbilder.

Was auf anderen Welten eine doktrinäre Partei war, stellte auf Borita der so genannte ‚Zirkel des Matriarchats' dar – eine Scheindemokratie der Fürstentümer, mit pyramidaler Struktur, und mit einem Bündnis zwischen Nisbas, Lavos und dem Reich einer anderen Fürstin an der Spitze.

War es bis vor einigen Jahren noch so gewesen, dass das Matriarchat auf Borita bloß einer Bestimmung folgte, zelebrierte es sich nun selbst. Überall hingen Flaggen vom ‚Zirkel des Matriarchats', allerorts wurden Ansprüche laut, wonach die zivilisierte Galaxis einer Tages von der Kulturrevolution in Brand gesteckt werde.

Die Tage männlicher Selbstbestimmung und geschlechtlicher Gleichberechtigung außerhalb von Borita sollten endgültig gezählt sein, das Ungeziefer aus seinen Löcher getrieben und bekämpft werden.

Nisba lernte es wieder zu hassen. Und dieses Mal gab es niemanden, der sich ihrer annahm.

Als der Krieg gegen das Dominion ausbrach, sah sich Nisba genötigt, ihr Offizierspatent kurzweilig für den Verlauf dieser zweijährigen Krise wieder aufzunehmen.

Es war eine Zeit voller Entbehrungen.

Doch sie erreichte ihr Ziel, das darin bestand, die Admiralität der Sternenflotte davon zu überzeugen, dass der Schutz Boritas gegen die Jem'Hadar von unbedingter Wichtigkeit war. Nur durch ihre Fürsprache und Überzeugungskraft willigte das Oberkommando schließlich ein, zog eine Flottille von der klingonischen Grenze ab und stellte

sie dem Schutz des boritanischen Heimatsystems zur Verfügung.

2374 kehrte sie auf ihr altes Schiff, die *Moldy Crow*, zurück. Es kam zu einem Wiedersehen mit Flixxo. In jenen Monaten jedoch war der Kampf ums Überleben eine stete Notwendigkeit, und Nisba lernte, was es hieß, von Aggressoren buchstäblich überrannt zu werden. Der Kampf gegen das Dominion verfestigte zusätzlich in ihrer Weltsicht, dass alles, was gegen einen gerichtet ist, einen nur noch stärker macht.

Und so verlor auch das Dominion zuletzt den Krieg.

Wieder kehrte Nisba nach Borita zurück, diesmal mit dem Ziel, dauerhaft zu bleiben. Erneut ruhte ihr Patent, und die Jahre verstrichen, in denen sie sich vornahm, es endgültig zu annullieren.

Boritanerinnen verfügten nicht über Präkognition und Nisba glaubte auch nicht an etwas Derartiges – doch hätte man meinen können, eine innere Vorhersehung hätte sie davon abgehalten, ihr Sternenflotten–Patent zu kündigen.

Denn sechs Jahre später sollte ein Shuttle in ihrem edlen Garten auf Borita niedergehen, das einen altbekannten Saurianer bereithielt.

„Überraschung! […] Ich dir vorschlagen will, dass Du wieder mitkommst zur Sternenflotte...“

Es sollte alles verändern…

…und einer Fürstin, die längst nicht mehr an ihre Träume glaubte, eine zweite Chance geben, zu den Sternen zu reisen und von ihnen zu lernen.

Cassopaia Nisba – *Forgiveness*

Klappentext

Borita in ferner Zukunft – Mitglied der Föderation.
Eine uralte Cassopaia Nisba ist unauffällige Zeugin des neuen Zeitalters, das sie selbst vor fast einem Jahrhundert einleitete.

Und doch – das Verhältnis zu dieser neuartigen Welt blieb für Nisba stets ein offenes Buch: Weil sie noch nicht mit sich selbst abgerechnet hat.

Als die Greisin einen Schlaganfall erleidet, fällt sie ins Koma. Umringt an ihrem Bett von ehemaligen Freunden, beginnt für Nisba der letzte große Kampf ihres Lebens: sich zu rechtfertigen für ihr Dasein in der Welt, und zwar in seinem ganzen Ausmaß.

Erst dieser überaus schmerzvolle Blick zurück lässt den ruhelosen Geist der einst mächtigsten Fürstin Boritas endlich seinen verdienten Frieden finden…

:: Kapitel 1

Warten auf die letzte Schlacht

Sternzeit: 152114
[altirdische Zeitrechnung: 2475]

Cassopaia Nisba war schließlich verstorben.

Die Beerdigung jener Frau jedoch, die ihre Welt – Borita Prime – mehr als jede andere Boritanerin beeinflusste, durch die Entwicklungen trieb, sollte noch einmal ein Exempel an ihrer großartigen wie einzigartigen Persönlichkeit statuieren – ein Exempel, welches jedermann daran erinnern sollte, dass ihr Wesen und ihre Taten so besonderer Natur waren, um ein niemals verklingen wollendes Echo in der Geschichte auszulösen.

Jede Schule und jedes Geschäft hatten heute geschlossen. Die Beisetzung ihrer einstigen Fürstin sollte jedes Jahr aufs Neue mit diesem Feiertag zelebriert werden, es war bereits in der Verfassung Boritas festgeschrieben worden. Eine neue, eine wichtigste Tradition für die Ewigkeit.

Tränen lagen in allen Augenwinkeln, als der goldene Sarg hinab glitt, in die Aushöhlung. Ins fruchtbarste Erdreich, welches Borita vorzuweisen hatte. Hier sollte die Fürstin der Herzen für immer ruhen und über ihre Welt wachen. Ihre *Welt, die ihr stets verschrieben sein würde, hatte sie ihr doch* alles *zu verdanken.*

Und als die kleinen Düsen den Sarg behutsam auf heiligen Boden abgesetzt hatten, stimmten hunderte von Mündern – die größten Köpfe aus allen gesellschaftlichen Be-

reichen – die Ehrenhymne eines unvergesslichen Fürstentums an.

Unsterblich.

Überall auf Boritas Teleschirmen war das Volk Zeuge des letzten Winks.

Unsterblich.

Cassopaia Nisba würde niemals *in Vergessenheit geraten…*

Die uralte Boritanerin gähnte und verlor den letzten Traum des Schlafs im goldbraunen Licht, das warm auf den Wangen ruhte, hell auf den Lidern. Es widerstrebte ihr, die Augen zu öffnen, war doch der Traum viel schöner gewesen als wieder zurückgerissen zu werden.

Sie fand sich unter einem großen, Früchte tragenden Kovka–Baum wieder, an dessen mächtigem Stamm ihr poröser Körper lehnte. Es war eine angenehme Lage: Während Boritas Sonne liebevollen Sommer strahlte, konnte die Alte sich im kühlen Schatten ausruhen. Die Umgebung tat ihr Übriges: Der kleine Kontinent Pay'Ala, auf den sie sich in ihren alten Tagen zurückgezogen hatte, bot paradiesische Schönheit. Blüten erzitterten, als sanfter Wind über sie hinwegstrich, und ihre Düfte vermischten sich miteinander zu einem betörenden Aroma. Irgendwo in der Ferne sang eine Frau. Der Wind trug die wehmütige, ergreifende Melodie zusammen mit dem Blütenduft durch die Idylle.

„Sind Sie schon wieder eingenickt?"

Die von attraktiven Rundungen strotzende Silhouette einer Frau stand plötzlich vor ihr und verdeckte die Sonne. Die alte Boritanerin empfand anfänglich Verwirrung, bevor sie sich erinnerte.

„Ja, Calagna…", gab sie ein wenig widerspenstig zu. „So etwas passiert nun 'mal alten Leuten."

„Na kommen Sie schon. Gehen wir zurück ins Heim. Bald gibt es Mittagessen.“ Kurz darauf streckte sich ihr eine junge, zarte, langgliedrige Hand entgegen.

„Gut. Ich bin schon am Verhungern.“ Die alte Frau ergriff die Hand und ließ sich aufhelfen.

Der Weg zurück ins Heim führte über einen kleinen Landweg, der ein großartiges Panorama bot: Vom Wind gestreichelte Kornfelder, ein Fluss, hohe Weinberge… Hier hatte sich so vieles verändert, verglichen mit…die Alte wusste nicht mehr, wie lange es her war. Her sein *sollte* es jedenfalls eine halbe Ewigkeit.

Während sie vorsichtig einen Schritt vor den nächsten tat – neuerdings taten ihr die Füße immer so weh, wenn sie versuchte, schnell zu gehen – hielt sie die ganze Zeit über die kräftige Hand ihrer persönlichen Pflegerin.

Sie kannte Calagna erst seit einigen Monaten – seitdem sie sich ins Altenheim hatte einweisen lassen –, konnte heute aber durchaus zur Feststellung gelangen, dass es sich bei ihr um eine starke, unabhängige Frau handelte. Einen Freigeist und gelegentlich auch Querkopf. Sie wusste, dass Calagna aus einer wirtschaftlich unterprivilegierten Familie kam, und sie hatte fünf Kinder. Für sie nahm Calagna ohne zu zögern mehrere Jobs gleichzeitig an – die Arbeit bei der alten Frau im Heim war nur einer.

Früher, war sich die Frau sicher, wäre eine Boritanerin nicht wirtschaftlich unterprivilegiert – sie wäre eine *Königin* gewesen. Eine Königin, umsäumt von vielen Dienern, die sich um sie sorgten. Männer.

Heute hatten sich so viele Dinge verändert, und an manchem Tage vergaß die Frau – oder *wollte* sie es vielleicht vergessen? –, dass sie es vor langer Zeit gewesen war, die den Stein des Anstoßes geliefert hatte, jene Veränderungen auf Borita zu manifestieren.

Vor langer Zeit…

Schließlich kamen sie an einem riesigen Palast vorbei. Vor hundert Jahren war er der zentrale Sitz des ‚Zirkels des Matriarchats' gewesen – einer Regierung, die schon längst in Vergessenheit geraten war –; heute stellte er nurmehr ein Monument der Zeit dar, durchlaufen von Scharen kulturell ambitionierter Touristen aus der ganzen Föderation.

Föderation…

Borita verfügte schon seit einem Vierteljahrhundert über den Status eines VFP–Vollmitglieds – es gab keine Geheimnisse mehr.

Die alte Frau blickte hinauf in viele zig Meter Höhe, hinauf zu den Zinnen, hinter denen sich die große Terrasse verbarg, auf der sie so oft gestanden hatte. Von wo aus sie ihre letzte Rede als Fürstin gehalten hatte.

*Ich möchte…*dort *hin!*

Weit hinaus, das Gestirn ergründen, wissen, was uns umgibt und durchdringt. Wissen, was die Welt im Innersten zusammenhält. Ich möchte lernen und mich verbessern, über mich hinauswachsen. Ich möchte…lieben…

[…] Borita, heute sehe ich Dein Licht! Ich habe von den Sternen gelernt!

[…] Borita, ich will *Dich lieben! Von nun an soll alles anders werden…*

[…] Hiermit…verkünde ich in Absprache mit den hohen Fürstinnen Boritas…die Abschaffung des ‚Zirkels des Matriarchats' und die Bildung eines gleichberechtigten, föderalistischen Systems, das seine Herrscher von nun an demokratisch bestimmen wird.

Du wirst Dich den Sternen zuwenden und von Ihnen lernen!

Borita, ich sehe Dein Licht!!!"

Borita war ein offenes Buch für sie geblieben.

Denn obwohl sie längst ihren persönlichen Weg jenseits ihrer Welt gegangen, ihr individuelles Glück im Zuge eines nicht immer leichten Entwicklungsprozesses gefunden hatte, wurzelte ihr Wesen tief in den Abgründen Boritas. So war es immer gewesen, aber nachdem sie zu sich selbst gefunden hatte, war es in gewisser Weise einfacher gewesen, von Borita Abstand zu nehmen, an der Seite eines vor vielen Dekaden verstorbenen Klingonen zu erblühen.

Aber heute…

Deshalb war sie wohl auch auf ihre allerletzten Tage zurückgekehrt; sie hatte sich dazu entschlossen, ihren Lebensabend in der Heimat zu verbringen.

Dort, wo alles angefangen hatte – dort, wo alles enden würde.

Wohlmöglich um das *letzte* Geheimnis ihres Daseins zu ergründen…

Sie hatte es im Gespür, dass Borita sie nicht ohne einen Kampf würde auf immer und ewig ruhen lassen, und sie wusste nicht, wie sie zu diesem Gespür stehen sollte, doch nur, dass sie der Hauch des Vorahnungsvollen umwehte. So, wie sie etwas von ihrem Leben eingefordert hatte, würde auch Borita etwas von ihr einfordern.

Eine allerletzte Schlacht…

Sie durchquerten ein kleines Dorf auf einer Lichtung, inmitten prächtiger Vegetation, die exotischen Vögeln und Insekten Heimat bot. Blüten entfalteten ihre Farbenpracht im Grün, ein betörender Duft ging von ihnen aus. Auf dieser Lichtung standen gemütliche Häuser aus Holz, jeweils umgeben von einer Veranda, daneben eine Windmühle, die elektrischen Strom produzierte, nicht zu vergessen die großen Gemüsegärten.

Mit zwei Ordovern – so hießen die mit Hörnen ausgestatteten, Pferden ähnlichen Lasttiere von Borita –, die einen

handgeschmiedeten Pflug zogen, ebneten die hier lebenden Bauernfamilien ihre Felder ein.

Boritanische Familien…

Die Greisin sah einen Mann mit sonnengegerbter Haut, der schwere Steine trug, um sie am Ufer eines Baches zu befestigen, direkt neben seinem Haus. Seine Frau bearbeitete mit den Ordovern die Felder.

In einem kurzen Moment der Pause beobachtete sie, wie die Frau zu ihm trat, ihm etwas zu trinken reichte und dann küsste.

So viele Dinge hatten sich verändert…

Eine allerletzte Schlacht…

„Ich weiß noch sehr genau,“, krächzte die Greisin mit Blick auf die kleine Siedlung, die sie soeben durchquerten, „was es bedeutete, auf Borita eine Schlacht zu schlagen.“

Sie bekam keine wirkliche Antwort von Calagna. „Ganz sicher.“, sagte die Pflegerin bloß in wohlwollendem Tonfall und klopfte ihr auf die Schulter. Sie schien das, was sich nun anbahnte, schon genau zu kennen, hatte sie doch der Alten des Öfteren bei ihren nostalgischen Erzählungen zugehört. Vielleicht wollte sie es nun einfach nicht mehr hören. Und so ließ die Greisin es bleiben.

Die Alte war sich darüber im Klaren, dass sie schon längst nicht mehr in diese Zeit, in diese neue Welt gehörte, dass sie sich gewissermaßen selbst überlebt hatte. Legenden waren etwas für die Träumer und Idealisten. Sie war keine Legende geworden, weil sie nicht irgendwo zur richtigen Zeit in gleißendem Licht aufgegangen war. Sie war einfach nur eine alte, verwelkte Boritanerin, und so würde sie sterben. Kaum jemand wusste noch, welche Person sich hinter ihren eingefallenen Zügen und ihren schwach gewordenen Augen verbarg.

Aber das spielte keine Rolle mehr – es spielte keine Rolle mehr, ob sie in ihren Tagträumen den Tod herbeiträum-

te, den sie hätte haben können, um eine Legende zu werden. Sie sah es ganz deutlich, dass die Leute um sie herum nichts mehr mit alledem zu tun hatten. Ihre Abrechnung würde zwischen Borita als Ganzes und ihr selbst verlaufen.

Zwei Fronten.

Ein Leben.

Borita war noch nicht mit ihr fertig.

Als sie einen Schwindel spürte, hielt sie ein und stützte sich auf Calagna.

„Was ist?“

„Es ist nichts…alles dreht sich…es ist nichts.“

Der Schwindel hatte sich binnen weniger Sekunden eklatant ausgedehnt; ihr war schwarz vor Augen. Die Konturen der Welt um sie herum verschwammen.

Bevor sie das Gleichgewicht verlieren und zu Boden stürzen konnte, spürte sie Calagnas kräftige Hände, die sie auffingen.

„Hey, Sie da! Holen Sie sofort einen Medo–Flyer! Cassopaia! Cassopaia! Hören Sie mich?...“

Die Greisin war dankbar dafür, dass sie in Calagnas Armen gewogen wurde. Es war ein gutes Gefühl, es auf diese Weise geschehen zu lassen. Aber letzten Endes spielte es keine Rolle, auf *welche* Weise es geschah.

Denn jetzt, wusste sie, ging es nur noch um Borita und sie.

„Wie lange ich darauf gewartet habe…“, murmelte sie, bevor es dunkel wurde…

:: Kapitel 2

Alte Freunde

Eigentlich hatte sich Annika Hansen geschworen, nie wieder in ein Shuttle zu steigen. Nicht in diesem Leben.

Und jetzt hatte sie es wieder getan.

Ein Shuttleflug sei für jemanden, der ganze einhundertsiebenundzwanzig Jahre auf dem Buckel hat, viel zu gefährlich, hatte ihr ihr noch ein Stückchen betagterer Gatte gesagt, mit welchem sie nun seit neunzig Jahren die Ehe hielt.

Die vor mehr als zwei Dekaden pensionierte Admiralin wusste in ihrem Innern, dass Bogy't Recht hatte, aber um eine alte Freundin zum letzen Mal zu sehen, war sie bereit, diese Belastung einzugehen. Sie hatte Bogy't gesagt, das Leben habe in ihrem hohen Alter viele Risiken von ihr abverlangt – das Leben selbst. Man mochte nur an ihre kürzliche Herztransplantation oder den Leberwechsel denken. Wenn sie also nicht etwas aus dieser restlichen, geschenkten Zeit mache, was sei es dann wert, überhaupt noch zu leben?

Bogy't hatte nichts darauf erwidern können. Während er in seinem Schrebergarten auf der Erde weiter arbeitete, ließ er sie gehen, um…dieser alten Freundin die letzte Ehre zu erweisen. Er wusste, wie viel es seiner geliebten Annika bedeutete. Er hatte sich nie gegen ihre Wünsche gestellt, sondern sie stets gefördert – einer der Gründe, warum sie ihn so sehr liebte.

Nun, während sie sich auf dem Sitz des Co–Piloten entspannte und einem weiteren alten Freund, Captain Flixxo Windeever, beim Navigieren zusah, geriet der Planet Borita in Sichtweite. Borita, eine mannigfarbige Kugel, umringt von einer unglaublichen Raumfahrt – Schiffe, soweit das Auge reichte. Gerade in den letzten Jahren, so wusste Hansen, war die Welt zu einem der Knotenpunkte interföderierten Handelns avanciert.

Die Föderation – ihr Konzept hatte überall in der Galaxis gesiegt. Selbst Romulaner und Remaner, Gorn und Breen zählten heute dazu. Ein friedliches Miteinander, verwirklichte Ziele, die niemals einzeln hätte umgesetzt werden können.

Wie schade, dass so viele von uns dieses neue Zeitalter nicht mehr miterleben können…

Vor wenigen Jahren erst hatte sie an der Beerdigung ihres alten, treuen Freundes Chell teilgenommen, kurz darauf an der von Nella Daren.

Die Zeit zwingt uns alle zur Abrechnung., dachte sie. *Irgendwann endet es immer. Aber* wie *es endet, darauf kommt es an…*

Flixxo steuerte das Shuttle in den Orbit...

– – –

„Sie hat einen Schlaganfall erlitten.“, berichtete der Chefarzt des örtlichen Krankenhauses auf Pay’Ala eine halbe Stunde später. „Ich habe das Blut verdünnt, sodass es die blockierte Stelle überwinden kann. Doch es ist nicht nur eine Frage von Ablagerungen. Im Grunde ist das gesamte System vollständig zusammengebrochen, ausgelöst durch all den Druck, den Stress und die Aufregung, die sie irgendwie mitgemacht hat. Die Arterien, die ihr Herz mit Blut versorgen, haben nur noch Zweidrittel ihres normalen Vo-

lumens. Also habe ich es mit Muskelrelaxanzien versucht, habe sogar Nanoroboter eingesetzt. Bisher hat keine Behandlung angesprochen.“

Hansen sah zur uralten Cassopaia hinab, auf einem der Biobetten liegend, angeschlossen an diverse medizinische Geräte. „Was für Optionen bleiben denn noch?“

„Na ja, man könnte es mit einem künstlichen Herzsystem versuchen.“, meinte der Arzt. „Es muss aber speziell auf ihre Person zugeschnitten werden. Ich habe bereits das medizinische Institut in der Hauptstadt informiert und Cassopaias Daten abgeschickt. Aber es dauert wohl einige Tage, bis das System angefertigt wurde. Mit unseren Geräten kann ich sie nur vierundzwanzig Stunden am Leben erhalten. Das heißt: Wenn ihr Körper sich nicht selber hilft, ist sie tot, bevor das System eintrifft.“

Der Arzt verließ das Zimmer mit dem prächtigen Ausblick auf die Weinberge und überließ Hansen und Flixxo die Wache an Cassopaias Bett.

Flixxo wischte sich Tränen davon und legte seine Pfote auf die runzelige Hand Cassopaias. Hansen nahm auf einem Stuhl auf der anderen Seite des Bettes Platz, beugte sich über Cassopaia und flüsterte: „Viel Glück, Cassopaia. Viel Glück.“

Sie würde es brauchen…

:: Kapitel 3

Eine Karte voller Blut

Cassopaia Nisba schlug die Augen auf, und sie fand sich an einem Ort wieder, der ihr wohlbekannt war: Es war der Korridor des Schiffes, auf dem sich ihr Leben Stück für Stück verändert hatte.

Die ursprüngliche *U.S.S. Moldy Crow*.

Der Gang war verlassen; merkwürdigerweise vernahm sie das Rauschen eines Windzugs. Die Luft war hier ausgesprochen kühl.

Sie blickte an sich herab, zunächst auf ihre Hände. Keine Spur von Falten. Irritiert fiel ihr ein Spiegel auf, welcher an der Wandverkleidung des Korridors hing. Merkwürdig…es war derselbe Spiegel, der im Schlafzimmer ihrer längst verstorbenen Mutter gehangen hatte.

Nisba trat vor und sah hinein…sie war jung. Nicht älter als einhundertfünfzig Erdenjahre. Ihr Haar war lang und glatt, wunderbar braun bis auf ihre charakteristische Strähne. Und sie trug die Uniform der Sternenflotte. Ihr Rang wies sie als Chefarzt der medizinischen Abteilung aus.

Aber…konnte das möglich sein? Dass sie wieder *hier* war?

Sie wandte sich vom Spiegel ab und ging vorsichtigen Schritts weiter, tappte durch den leeren Flur, da hörte sie eine Stimme, die ihr vertraut vorkam: „Viel Glück, Cassopaia. Viel Glück.“

„Annika?“, rief Nisba, und sie wunderte sich selbst über die Jugend und Vitalität in ihrer Stimme.

Ein Mann, dem die Augen fehlten, war plötzlich vor ihr aufgetaucht. Mit einem Stock tastete er sich voran.

Mehr aus einem Affekt heraus fragte Nisba ihn: „Haben Sie Annika gesehen?“

Er antwortete nicht, ging stattdessen weiter und war hinter der nächsten Biegung verschwunden.

„Viel Glück, Cassopaia. Viel Glück.“

„Hallo? Hallo?“

Nisba versuchte, der Stimme zu folgen.

Das Ende dieses Korridors hielt eine offene Tür bereit, die in Finsternis führte. Die Stimme *musste* von hier gekommen sein. Nisba riss sich zusammen und trat ein.

Zeitweilig bedurfte es eines regelrechten Zwangs weiter vorwärts zu streben, weil sie nichts erkennen konnte, unbekannt, ob das nächste eine Wand war, mit der sie kollidierte. Doch dann, in einigen Metern Entfernung, sah sie eine Gestalt an einem kleinen, runden Tisch, der spärlich durch eine einzelne, schwach brennende Kerze erhellt war.

Die Person war komplett in Schwarz gekleidet und trug einen halbwegs transparenter Schleier. Aber durch diesen Schleier konnte Nisba Annika Hansens Gesicht ausmachen. Das Gesicht einer *jungen* Annika aus der Zeit auf der allerersten „Moldy Crow“.

Sie registrierte den zweiten Stuhl und nahm Platz. „Annika.“

Ihr Gegenüber schwieg, bedeutete etwas auf dem Tisch Liegendes.

Erst jetzt fiel Nisba auf, dass vor ihr auf dem kleinen Tisch einige Karten ausgebreitet waren. Es waren Tarotkarten.

Welch Lächerlichkeit, schoss es Nisba durch den Kopf. Sie glaubte doch gar nicht an so einen Schwachsinn. Sie war stets der Überzeugung gewesen, dass man das Leben selbst in die Hand nehmen und gestalten musste, um et-

was aus sich zu machen. So etwas wie Vorhersehung, wie *Schicksal*, gab es nicht in ihren Vorstellungswelten.

Und doch – sie wusste, dass sie starb. Irgendein Grund musste sie hergeführt haben. Sollte dieser Ort – diese Karten – zu bedeuten haben, dass jetzt eine Wahrsagung ihre beste Chance war? Ihre letzte Chance? Es gefiel Nisba nicht, was sie sah. Andererseits spürte sie die Bindung an diesen düsteren Ort.

Die Boritanerin verwies auf die Karten, die Karikaturen ihrer Person darboten. „Meine Zukunft, nicht wahr?“

Annika unter dem Schleier schüttelte den Kopf. „Ihre *Vergangenheit*.“

Was für eine merkwürdige Wahrsagung., schoss es Nisba durch den Kopf.

Ehe Nisba eine entsprechende Frage formulieren konnte, sagte Annika in polterndem Tonfall: „Sie sterben, Cassopaia.“

Nisba wollte es am liebsten nicht hören, aber sie zwang sich zur Wahrheit. „Das weiß ich.“

„Wollen Sie weiterleben?“

Seufzen. „Was macht das für einen Unterschied? Vielleicht…vielleicht ist es besser so.“, hauchte sie. „Mein ganzes Leben lang habe ich einen Traum von meinem Tod gehabt. Ein glorreicher Abgang, der niemals in Vergessenheit gerät. Wenn ich jetzt sterbe ist es möglicherweise gut, und sei es nur um das Schicksal zu überlisten.“

Das schien nicht die Antwort auf Annikas Frage gewesen zu sein, düngte ihr. „Wollen Sie *weiterleben*, Cassopaia?“, wiederholte ihr Gegenüber die Frage, diesmal härter.

Nisba wurde auch härter. „Ich sagte: Was macht das für einen Unterschied? Gibt es in meiner Welt jemanden, dem daran liegt ob ich bleibe oder gehe?“

„Höchstwahrscheinlich nicht.“, lautete die niederschmetternde Antwort. „Cassopaia Nisba, wollen Sie *leben*?“

Nisba zögerte.

„Noch einmal fragen darf ich nicht.“

Die Boritanerin rief sich ins Bewusstsein, dass sie Furcht vor dem Tod verspürte. Nicht so sehr vor dem Tod als Abwesenheit der Existenz als solche, aber vor allem vor dem Prozess des Sterbens.

„Ja.“, sagte sie nun schnell. „Ja, ich will weiterleben.“

„Diese Antwort allein genügt nicht.“, sagte Annika.

In der Folge nahm sie ein Tuch und legte es über die insgesamt sechs Karten. Nur für einige Sekunden. Dann zog sie es weg, und die Tarotkarten waren alle vollends blutverschmiert. Nisba erkannte *boritanisches* Blut.

Annika nahm die Karte im Zentrum und hielt sie ihr entgegen. „Erkennen Sie die Karte?“

„Nein.“, entgegnete die Boritanerin. „Sie ist voller Blut.“

„Ja.“

Nisba wollte wieder der Frage nachgehen, die sie jetzt beschäftigt hielt. „Sie sagen, es sei nicht genug, weiterleben zu wollen? Was fehlt denn noch?“

Annikas Blick unter dem Schleier schmälte sich. „Ein Wort.“, flüsterte sie.

„Welches Wort?“

Annikas Lippen waren wie versiegelt.

Nisba realisierte, dass sie keine Antwort erwarten konnte – dass sie die Antwort selbst herausfinden musste. „Wieso sagen Sie es mir nicht?“

Ich will nicht sterben!

Sie geriet in Panik. „Wenn es nur ein Wort ist, das ich brauche – wieso sagen Sie es mir nicht? Sie *wollen* es mir nicht sagen. Aber aus welchem Grund bin ich dann *hier*? An *was* für einem Ort *bin* ich?“

Annika schwieg auch weiterhin. Es schien, als hätte sie *überhaupt* nichts mehr zu sagen. Stattdessen streckte sie den Arm aus und zeigte damit auf etwas in Nisbas Rücken.

Sie drehte sich um – und sah etwas Rotes, Pulsierendes wenige Meter hinter sich. Es verlief unterhalb eines Bodengitters. Entsetzt erhob sie sich vom Stuhl und trat hinüber, ging in die Hocke. Sie löste das Bodengitter und legte es beiseite. Und dann verstand sie, dass sie geradewegs auf eine Segelklappe eines Herzens blickte. *Steigt der Druck in der Herzkammer bei der Anspannung des Herzmuskels über den Druck im vorgeschalteten Vorhof an, werden die häutigen Klappensegel eng aneinandergedrückt und verschließen die Kammer zum Vorhof hin. Sie schließen mit dem ersten Herzton und garantieren damit, dass in der Systole kein Blut in den Vorhof zurückfließt.*

Ja, es war ein *boritanisches* Herz.

Es war…*ihr* Herz. Und es schlug erkennbar schwächer.

Fassungslos schüttelte sie den Kopf. „Das verstehe ich nicht.“

„Doch.“, sagte Annika hinter ihr. „Sie verstehen.“

– – –

„Doch.“, sagte Annika. „Sie verstehen, Flixxo. Sie sind schon seit so vielen Stunden hier. Während des Shuttleflugs haben sie sich nicht ausgeruht. Es wird Zeit, dass Sie für ein paar Stunden schlafen. Ich verspreche Ihnen, Sie zu wecken, sobald sich etwas Neues ergibt.“

„Nein.“ Flixxo erhob sich von dem Stuhl, auf dem er etliche Stunden zugebracht hatte, an Cassopaias Seite. Er ging zum Fenster, in dem die Nacht über Borita zu erkennen war. Das große Himmelszelt leuchtete klar über ihnen. „In wenigen Stunden ist die Nacht vorbei.“, sagte der Saurianer. „Die Ärzte meinten, wenn sie diese Nacht überlebt, dann hat sie eine reelle Chance.
Wer bin ich, Flixxo?“

„Wie bitte?“ Annika erkannte, dass Flixxo in Gedanken abgeglitten war.

Er wandte sich mit einem Grinsen auf der Schnauze um. „Cassopaia fragte mich das, als wir zusammen in Yosemite Landurlaub machten. Wir saßen unter einem klaren Sternenhimmel. Damals erzählte sie mir ihre Lebensgeschichte.“ Er blickte hinab auf die vermeintlich ruhende Boritanerin. „Hätte sie jemals geglaubt, dass es auf diese Weise enden würde?“

„Es *ist* noch nicht zu Ende, Flixxo.“, wollte Annika dem Saurianer zusprechen.

Doch kurz darauf begannen die Lebenszeichenindikatorsysteme wie wild zu schrillen.

Annika eilte unverzüglich zum Biobett–Monitor. „Mein Gott. Ihr Blutdruck wird schwächer. Schnell, wir müssen die Ärzte rufen!“

:: Kapitel 4

Gegen den eigenen Schatten

Nisba war wieder im Acht Vorne.

Sie saß an der Theke und blickte auf eine vor ihr stehende Sammlung zahlloser exotischer Flaschen, die allesamt keine Getränke beinhalten. Bogy't – der Mann, der er vor langer Zeit gewesen war – saß neben ihr. Er trug die Uniform des Ersten Offiziers. Dies hier schien ein Ort der Zeitlosigkeit zu sein. Aber aus welchem Grunde nur? Mochte die Antwort wirklich so leicht sein? – lautete sie: Weil sich hier, an Bord der *Moldy Crow*, Nisba weiterentwickelt hatte?

Nisba war gar nicht einmal verwundert über Bogy'ts Anwesenheit. Sie hatte sogar schon eine konkrete Frage parat – womöglich die Begründung für die Anwesenheit des Europeaners.

„Ich habe eine Frage, Bogy't…“, sagte sie mit Blick auf die leeren Flaschen. Sie nahm eine kleinere von ihnen in die Hand. „Gewöhnt man sich jemals daran?“

„Gewöhnen?“, fragte Bogy't, ihr zugewandt. „Woran?“

„Ans Tot–sein?“

Er lächelte. „Na ja, damals, als mich der Thermal–Detonator auf Pestor V zerfetzte, da war ich nicht sehr lange tot. Aber…lange genug, um zu wissen, dass es mir nicht gefällt.“

Nisba fühlte sich urplötzlich im Nachteil. „Ich bin übrigens schon sehr oft gestorben.“, sagte sie eilig.

„Hm.“ Bogy't zog eine skeptische Expression.

„Zum Beispiel für mein Fürstentum.“, fuhr sie fort. „Für meinen Ersten Sklaven, einen Tänzer – den einzigen, dem ich so etwas wie persönliches Wohlwollen überantworten konnte. Ich nahm ihn, obwohl er einen viel zu niedrigen Stand besaß, was mir meine Großmutter sehr krumm nahm. Gestorben bin ich noch etwas mehr für Tandiem. Für Tariana Lez. Aber am meisten gestorben bin ich für Worf. Jeder Tag, den ich mit ihm verbrachte, da starb ich wenig mehr.“ Sie tippte gegen eine der Flaschen vor sich. „Alle Flaschen sind leer an dieser merkwürdigen Bar. Die Metapher ist etwas übertrieben, findest Du nicht?“

Nisba stand auf und verließ das Acht Vorne, Bogy’t begleitete sie.

Als sie durch die Korridore schlenderten, sagte der Europeaner: „Man erzählt sich hier, Du hättest Deinen Tod schon im Traum gelebt?“

„Oh ja…“, entgegnete sie, hoffend, dass dieses Gespräch produktiver verlaufen würde als jenes mit Annika. „Und an diesem Traum ist etwas sehr merkwürdig. Ich hatte eigentlich immer das Gefühl, Du müsstest dabei sein. Ich habe mir das nie erklären können.“ Selbstmitleidig schüttelte sie den Kopf. „Eine makabere Situation – wir beide haben unseren Tod klar vor Augen.“

Bogy’t schien ihre falsche Beruhigung zu spüren, und er winkte ab. „Irgendwann müssen wir doch alle sterben. Ob in hundert, in zwanzig Jahren oder morgen ist nicht wichtig. Entscheidend ist nur, wie wir unser Leben weiterführen. Wie wir die uns verbleibenden Sekunden nutzen, verstehst Du?“

Er wollte also wieder auf ihr Leben selbst hinaus. „Ja, ja.“ Es war ihr unangenehm. „Und in dieser Hinsicht bin ich nicht sehr erfolgreich gewesen.“

Bogy’t runzelte die Stirn. „Nein, wirklich nicht.“

Die Boritanerin hielt ein und fühlte sich fast genötigt, zu fluchen. „Man kann nicht gerade behaupten, dass die Leute an diesem Ort nachsichtig sind.“

Sie gingen weiter durch die leeren Flure. „Es gibt eine Zeit für Nachsicht und eine Zeit für Wahrheit. Leider *hast* Du nicht mehr viel Zeit.“

Dieser letzte Satz hatte sie elektrisiert. Sie blieb wiedermals stehen und drückte sich gegen seine Brust. „Bogy’t, ich *will* nicht sterben.“

„Gut.“, sagte Bogy’t, ohne ihre suchende Geste nach Wärme und Zuflucht zu erwidern. „Dann dreh Dich um.“

Nisba vernahm urplötzlich den Atem einer Person, dicht hinter sich. Und wie durch einen Blitz, der in ihren Kopf eingeschlagen war, wusste sie, um *wen* es sich handelte. *Wem* sie sich zuwenden musste, um gegen den Tod anzukämpfen.

Aber das war völlig unmöglich. Sie konnte doch nicht gegen ihren eigenen Schatten antreten.

Es lief ihr kalt den Rücken hinunter. „Nein.“, sagte sie zähneklappernd und wie zu Stein erstarrt.

„Du sollst Dich *umdrehen*.“, forderte Bogy’t.

„Das kann ich nicht. Willst Du das nicht begreifen – ich *kann* es nicht.“

Bogy’t seufzte. „Also wirst Du sterben. Bis dann, Cassopaia. Wir sehen uns bald wieder.“

Es blitze vor ihr – und Bogy’t war verschwunden.

„Nein, lass mich nicht zurück. *Nein*!“

– – –

„Der Blutdruck fällt auch weiterhin.“, las die boritanische Krankenschwester von den Instrumenten im Operationssaal ab. „Der Puls ist unregelmäßig.“

„Fünfzig Milliliter Hydromorphosin.“, forderte der Chefarzt, von dem Hansen mittlerweile wusste, dass er Gormando hieß.

„Die Dosis könnte sie umbringen.“

„Ohne die Injektion stirbt sie garantiert. Machen Sie schon.“

Die Krankenschwester verabreichte ihr das entsprechende Hypospray.

„Wie sieht’s aus?“

Erleichterung zeichnete sich in Zügen und Stimme der jungen Boritanerin ab. „Der Blutdruck stabilisiert sich. Trotzdem – das gesamte Kreislaufsystem ist schwer angeschlagen. Lange kann sie nicht mehr durchhalten.“

„Ich weiß.“ Ohne zu viel Optimismus wecken zu wollen drehte sich Gormando zu Hansen und Flixxo um, die am großen Fenster standen, welches die Observation einer OP ermöglichte. Sie hatten alles über das Interkom mitbekommen.

Und – selbst, wenn Nisba zurzeit nicht mehr in akuter Lebensgefahr schwebte – sah es alles andere als gut aus…

:: Kapitel 5

Letzte Konsequenz

Nisba fand sich am Boden kniend wieder. Mitten in der Finsternis. „Ich will nicht sterben.“, winselte sie. „Bitte. Nicht auf diese Art.“

„Du hast Angst.“

Eine Stimme aus ferner Vergangenheit – Tandiem stand vor ihr. Der dunkelhäutige, hoch gewachsene Betazoide sah genauso aus wie damals, als sie sich zum ersten Mal getroffen – als er ein Bild von ihr gezeichnet hatte.

„Ja. Ich habe Angst.“, erwiderte sie.

Er streckte ihr eine Hand entgegen. „Dann stirb nicht.“

„Ich fürchte, in dieser Angelegenheit bleibt mir keine andere Wahl.“

„Doch, Dir *bleibt* eine andere Wahl, Cassopaia. Aber Du musst sie *jetzt* treffen. Dir bleibt nicht mehr viel Zeit.“

„*Wie* kann ich sie treffen? Hilf mir, Tandiem.“

Der Ort wechselte – plötzlich war sie nicht mehr im finsteren Nirgendwo ihrer Seele, sondern in einer anderen Bar. Natürlich war sie verlassen.

Beide saßen sie an der Theke auf Hockern.

„Erinnerst Du hieran?“, fragte Tandiem.

„Sternenbasis 10.“, erinnerte sie sich.

„Nein,“, sagte Tandiem und deutete auf das Objekt vor sich, „ein Glas Pastis.

Du siehst nur einen Pastis. Du willst ihn wahrscheinlich auch besitzen, ansonsten ist er für Dich uninteressant. Ich hingegen, der ich das hineinschauen muss, was ich male,

sehe die Pflanze, aus der er gemacht ist, die Stürme, denen die Pflanze getrotzt hat, die Hand, die die Aniskörner geerntet hat, deren Reise bis hierher, rieche den Duft des Anises und sehe seine Farbe, ehe er dem Alkohol hinzugefügt wurde. Wenn ich eines Tages diese Szene male, ist das alles auch in dem Bild enthalten, obwohl Du dann meinst, nur ein gewöhnliches Glas Pastis vor Dir zu haben."

Ja, sie erinnerte sich. „Was willst Du mir damit sagen?", verstand sie immer noch nicht.

Tandiem nickte ihr entgegen. „Du weißt es. Du siehst das Glas, aber da ist noch mehr. Du hast es immer gefühlt, aber nie akzeptieren wollen. So verlief der größte Teil Deines Lebens. Du hast nur das Glas gesehen, wenn es nötig geworden wäre, mehr zu sehen. Und den Rest ignoriertest Du einfach."

„Du sagtest, Du sähest mein Licht."

Wieder nickte Tandiem. „Das sagte ich. Weil Du tatsächlich die Fähigkeit hast, mehr als das Glas zu sehen."

Sie schöpfte neue Hoffnung. „Na also."

„Aber das spricht Dich nicht frei von Deiner Schuld.", dämpfte er sofort ihren Optimismus. „Im Gegenteil, es macht sie noch gravierender.
Der Grund für Deine Krankheit bist Du selbst. Dein Herz kann die Last Deines Gewissens nicht länger tragen."

Sie schob den Unterkiefer vor und versuchte, eisern zu wirken. Es gelang ihr nicht. „Mit meinem Gewissen ist alles in Ordnung.", brummte sie.

„Ach ja? Dann dreh Dich um."

Die Person stand wieder hinter ihr. Sie vernahm den Atem. Sie vernahm das Leid. „W–warum sollte ich?", sagte sie unsicher. „Ich habe meinen Tod im Traum erlebt. Ich war zweihundertzwanzig Jahre alt. Woher weiß ich also,

dass ich jetzt sterben muss. Vielleicht überlebe ich und werde wieder gesund. Der Traum ist eine Prophezeiung.“

Tandiem schüttelte den Kopf. „Prophezeiungen sind Voraussagen, die sich erfüllen. Und wenn nicht, sind es nur Metaphern. Du kannst Dir morgen eine Waffe an den Kopf halten und abdrücken – dann ist der Traum nur ein Traum gewesen, die Prophezeiung nur eine Metapher. Und Du ebenfalls. Dir bleibt keine Zeit mehr, Cassopaia. Dreh Dich um.“

Sie begann zu zittern, und zwar weil sie zu verstehen begann, dass Tandiem Recht hatte. „Das *kann* ich nicht. Ich weiß doch überhaupt nicht, was er von mir will.“

„*Doch*. Du weißt es. Du musst das, was an Dir genagt hat, bis Dein Herz es nicht länger ertragen konnte, ein für allemal loswerden…oder Du stirbst. Hier, allein, sofort.“

Sie spürte den Konflikt in sich, und für einen Moment lang schien die resignative – die bequeme – Seite in ihr wieder die Oberhand zu gewinnen, so wie es den größten Teil ihres Lebens der Fall gewesen war. „Wer weiß – vielleicht wäre es die beste Lösung.“

„Nein.“, sagte Tandiem. „Wäre es nicht, und das weißt Du auch. Denn tief in Deinem Innern hast Du immer gewusst, dass Dein Licht das Allerwichtigste ist. Also, wenn nicht jetzt, wann denn dann?“

Die Worte hallten hinter ihrer Stirn wider, und ihre innere Verfassung kippte. Sie ergriff den Moment, biss die Zähne zusammen und wandte sich um…

…und blickte einem siebzehnjährigen boritanischen Sklavenjungen ins Antlitz. Ihm fehlte ein Auge.

Sein Name war Avos.

Finster starrte er sie an. „Jetzt beenden wir es, Fürstin.“

– – –

Die Instrumente im Operationssaal gellten Alarm.

„Ich brauche sofort Unterstützung!“, rief Gormando die Krankenschwestern herbei.

Annika und Flixxo standen nach wie vor an der Fensterscheibe.

„Kreislaufversagen. Das könnte das Ende sein.“

:: Kapitel 6

Ein Wort zu ergründen

„Ja, ich erinnere mich an Dich.“, sagte Nisba. „Avos. Du warst der Junge, der ein Wolloc–Huhn aus meinen Gehegen stahl. Der Junge, den Illana Péjol verschont ließ.“

Avos lachte humorlos. „Verschonen *wollte* eher. Denn Du, Fürstin, warst es, die mich im Nachhinein bestrafte. Du ließest mich foltern und mir ein Auge ausstechen.“ Er deutete auf die eingefallene Höhle, in der einst sein rechter Augapfel saß.

„Recht und Ordnung.“, hielt Nisba dagegen. „Dieses System funktionierte *immer* auf Borita. Es ist ein Wesensmerkmal, ein dynamischer Moment. Wer sich nicht daran hält, wird bestraft.“

„Ja, Recht und Ordnung. Wie viele von uns Sklaven hast Du auf diese drakonische Weise gepeinigt und bestraft. Wie viele verloren nicht nur ihr Leben, sondern auch ihre Würde? Hunderte? *Tausende? Zehntausende?* Spielt die Zahl für Dich eine Rolle?“

„Nein, ihr wart Sklaven. Eure Aufgabe war es, mir zu *dienen*.“

Avos machte eine Runde um Nisba. „Das sagt nur der Herrscher, der kein Mitleid empfindet. Der absolut *kalt* ist. Aber Du *empfandest* Mitleid, Fürstin. Jedes Mal, wenn Du einen von uns quältest, da regte sich etwas in Dir. Du wusstest nicht, was es war. Es erzeugte Angst in Dir, weil es Dich verletzlich machte. Es war etwas, das Du am liebsten getötet gewusst hättest. Aber Du *konntest* es nicht tö-

ten. Denn trotz allem hat sich der gute Kern in Dir gehalten.“

Nisba fühlte sich bar. „Was willst Du von mir?“

„Ganz einfach. Ich will ein Wort.“

„Ein *Wort*? Das habe ich schon einmal gehört.“ Sie entsann sich an das Gespräch mit Annika – oder war es eine Wahrsagerin gewesen?

Avos baute sich vor ihr auf. „Damals, als Du uns in Dein Imperium integriertest, uns jagtest und züchtigtest, jedes Mal, wenn Du uns straftest, schwiegst Du. Du sahst uns unser Leiden an, aber Du hast nichts gesagt. Dabei wäre es Deine *Pflicht* gewesen, etwas zu sagen! Nur ein Wort – mehr wäre nicht nötig gewesen. Ein einziges Wort hätte genügt.“

„Nein, es hätte *nicht* genügt!“, rief Nisba. „Es hätte nichts daran geändert, dass ihr bestraft worden wäret. Ihr wart nun mal Männer!“

„Du hast Unrecht, Fürstin! Ob es um mich gegangen wäre oder einen total Fremden, ob um eine friedliche Welt oder um Deinen schlimmsten Feind! Du warst ein Zeuge! *Unwichtig*, ob es jemanden aufgehalten hätte!“

Ein bestialischer Schmerz schoss in Nisbas Herz. Sie spürte es – sie stand kurz vor dem Ende. Verzweifelt hielt sie sich die Brust.

Avos gab sich unbeeindruckt. „*Deshalb* verdienst Du es nicht, am Leben zu bleiben. Nur noch wenige Augenblicke trennen Dich vom Tod.“

„Nein, nein…“, keuchte die Boritanerin. „Es muss doch etwas geben, das ich tun kann.“

„Nur ein einziges Wort hätte genügt.“, wiederholte der Junge. „Und auch *jetzt* würde ein einziges Wort genügen.“

„Nein.“

„Ein Wort. Wir warten…“

Wieder wechselte der Ort – und Nisba fand sich im Folterkeller unterhalb ihres Palastes wieder. Avos stand direkt neben ihr.

„Ja, genau, wir warten.“ Nisba wandte sich um.

Auf einem Thron in einigen Metern Entfernung saß Nella Daren. Sie sah nicht aus, wie in Nisbas Erinnerung, sondern trug das Gewand einer boritanischen Fürstin. *Ihr* Gewand. *Ihren* Kopfschmuck. Und ihre Augen waren so rot wie Flammen. Sie zog ein zynisches Grinsen.

„*Nein*.“

Zwei weibliche Wachen ergriffen Nisba unter den Armen und zogen sie auf eine Streckbank, wo sie sie festschnallten. Dann öffnete eine von ihnen ihren Gehrock und nahm aus einer Scheide, die an ihrem Gürtel hing, ein langes, dünnes, beiderseitig geschärftes Fleischermesser, hielt es hoch und prüfte die Schärfen im Licht.

„Ein Wort. Wir warten.“, sagte die Fürstin, die wie Daren aussah.

„Nein! *Nein*!“

„Gut. Wie Du willst, Fürstin.“

An Nisbas Gurgel legten sich die Hände der einen Wache, während die andere ihr das Messer ins Herz stieß und zweimal dort drehte. Der Schmerz explodierte – Nisba schrie…

– – –

„Schnell!“, rief Gormando. „Bringen Sie den Defibrillator an!“

Die Krankenschwester führte die Anordnung aus, und kurz darauf strömten niederenergetische Impulse durch Cassopaias Körper...

„Sie zeigt keine Reaktion!“

– – –

Nisba fand sich wieder kauernd wieder. „Ich will nicht sterben.“

Avos war immer noch bei ihr. „Dann tu es nicht, Fürstin.“, sagte er in einem Tonfall, der als sarkastisch zu werten war.

„Wer bist Du?“, ächzte sie verzweifelt.

Er lachte heiser. „Vielleicht bin ich nur eine Halluzination, hervorgerufen durch den Sauerstoffmangel in Deinem Gehirn. Vielleicht bin ich auch der bessere Teil Deines Ichs, der Dich in Deinen letzten erbärmlichen Minuten zu einer besseren Person macht, zu einer reuwürdigen Person.“

„Wieso ist das alles nötig?“

Avos drehte eine neuerliche Runde um sie. „Du möchtest gerne glauben, Du hättest Dich geändert, Fürstin. Als Privatmensch ja. Aber in Deinem Verhältnis zu Borita? Zu *uns* Sklaven, die Du einfach zurückließest und mit Worf abreistest? Es schien so einfach, Reformen einzuleiten und sich dann loszusagen von aller Verantwortung Borita gegenüber. *Uns* gegenüber. Du möchtest gerne gut von Dir selbst reden. Aber Dir tat niemals leid, was Du *getan* hast, sondern nur, dass Du Dich dabei *erwischt* hast! Du hättest mit Deiner Ignoranz gegenüber dem eigenen Herz beinahe Deinen ganzen Planeten ausgelöscht, wärest Du nicht in die Obhut *dieser* Frau gelangt.“ Eine halbtransparente Erscheinung bildete sich vor ihr. Sie zeigte die Gestalt von Illana Péjol.

Nur ein Wort, Fürstin…mehr ist nicht notwendig.“

Nisba wusste, dass er Recht hatte. „Mein ganzes Leben lang habe ich für nichts um Verzeihung gebeten. Mein *ganzes* Leben, hörst Du?“

Avos beugte sich zu ihr hinab. „Ja, das ist mir klar.“

– – –

„Wir haben sie wieder!“, rief die Krankenschwester. „Doktor, sie scheint zu sich zu kommen.“

Für einen kurzen Moment schlug die alte Frau die Augen auf. „Avos…“, raunte sie heiser. „Avos Shamtaa…“

„Was hat sie gesagt?“, fragte Gormando.

„Avos Shamtaa…“ Die Schwester blickte zu ihm auf. „Ich kenne den Mann. Er wohnt nicht weit von hier.“

Der Chefarzt überlegte. „Vielleicht wollte sie ihm einige letzte Worte sagen. Lassen Sie ihn herholen.“

:: Kapitel 7

Ein Wort auszusprechen

Avos Shamtaa war mitten in der Nacht geweckt worden.

Das ärgerte ihn eigentlich, war es doch die erste Nacht nach seiner Hochzeit mit der Frau, die er liebte, gewesen.

Nun befand er sich bereits im Krankenhaus, auf dem Weg zu einer alten Frau, deren Namen man ihm nicht genannt hatte. Er sollte sie wohl erkennen.

Er betrat das ihm genannte Zimmer – und erblickte zwei Besucher, die um das Bett standen. Eine Menschenfrau und ein in die Uniform der Sternenflotte gehüllter Saurianer.

Im Bett lag…

„Nein.“, hauchte er. „Kann es wirklich sein.“

Er trat vor, zur Greisin ans Bett. Diese mühte sich mit sichtbar letzter Kraft, die Augen offen zu halten.

Eine zittrige, schweißfeuchte Hand griff nach der seinen.

Und in ihren tiefen, grünen Augen zeigte sich ewige Reue. „Verzeihung.“, flüsterte sie. „Verzeihung. Avos, es tut mir so leid. Es tut mir so schrecklich Leid…“

Dann sank ihr Kopf – als wäre sie von einer letzten Last befreit worden – zurück aufs Kissen, und zum letzten Mal drang das Licht der Welt in ihre Augen.

– – –

Illana Péjol war aufgetaucht, als Avos gegangen war.

Die Verwalterin empfing sie mit liebkosendem Lächeln.

Nisba spürte die allgegenwärtige Schwäche, die sich in ihr ausbreitete.

„Denkst Du, wir hätten Dich vergessen?“, fragte Illana, und ihre Züge versprachen Frieden. „Wir haben auf Dich gewartet.“

„Jenseits aller Grenzen.“

„Ja.“

„Da…da sind noch viele Dinge, die ich nicht verstehe.“

Illana nahm sie bei der Hand. „Und so soll es auch sein.“

„Kann ich zurückkommen?“

„Nein.“, sagte Illana. „Diese Reise ist zu Ende. Eine neue beginnt für Dich. Es ist Zeit zu ruhen.“

Nisba nickte. Sie verstand.

Damit war alles gesagt. Gemeinsam – nie wieder getrennt – schritten sie ins Licht…

– – –

Avos, Hansen und Flixxo beobachteten, wie Nisba einschlief.

Die Geschichte hatte ein Ende gefunden.

:: Kapitel 8

Frieden

Annika Hansen und Flixxo Windeever befanden sich auf dem Rückweg zur Erde, nachdem sie ihre Totenwache beendet hatten. Das Shuttleschiff verließ Boritas Orbit und schoss in den Warp…

– – –

Die so genannten Legenden werden oft überschätzt, falsch *ein*geschätzt. Oft vergessen diejenigen, die sie verehren, dass es sich um Leute wie Dich und mich handelt. Leute, denen zur richtigen Zeit am richtigen Ort, an einer Scheidestelle der Geschichte, die Ehre zuteil wurde, ihre Wesenszüge und Stärken für den Aufbruch in ein neues Zeitalter einfließen zu lassen.

Das, was wir im Nachhinein ‚Helden' zu nennen pflegen, ist unser sehnsüchtiges Suchen nach einer Autorität, die grenzenlosen Vertrauens würdig ist, die niemals irrt. Diese Verbrämung ist vielleicht der größte Fehler, den man machen kann. Letzten Endes war ein jeder von ihnen nicht gefreit von inneren Konflikten, und oft starben sie viel zu früh – was ihnen den Legendenstatus als Märtyrer einbrachte, vielleicht ungewollt.

Nur die wenigsten von ihnen erreichten das Ziel, das Cassopaia Nisba erreichte. Ein Ziel, welches jedem von uns wünschenswert wäre: mit sich selbst ins Reine zu kommen. Wahre Menschlichkeit, wahres Heldentum, ent-

springt einstweilen da, wo man auf sein Leben zurückblickt – und schonungslos mit sich abrechnet. Alles andere ist Hülle, alles andere ist sterblich, vergänglich. Aber das Licht der Wahrheit zu dem Kern vordringen zu lassen, der zeitlos in uns beständig ist, schürt den letzten Funken der Liebe.

Es ist die Art von Liebe, die wir brauchen, um Abschied zu nehmen von einer Welt, in der wir Freude und Glück hatten, es mit anderen teilten, aber auch Schmerz verursachten. Die Art von Liebe, die uns von der unaufkündbaren Balance erzählt, die in uns ist, genauso wie die in unseren Herzen und im Universum.

Diese Balance gilt es zu finden.

Nur ein Paar werden auf dieser Reise ans Ziel gelangen. Es ist die Reise zu einem inneren Ort des Friedens. Ein Frieden, den so viele von uns tagtäglich suchen und den schließlich nur die allerwenigsten finden.

So auch eine längst in Vergessenheit geratene, alte Frau, einstmals mächtigste Fürstin Boritas.
Sie *kam* ans Ziel.

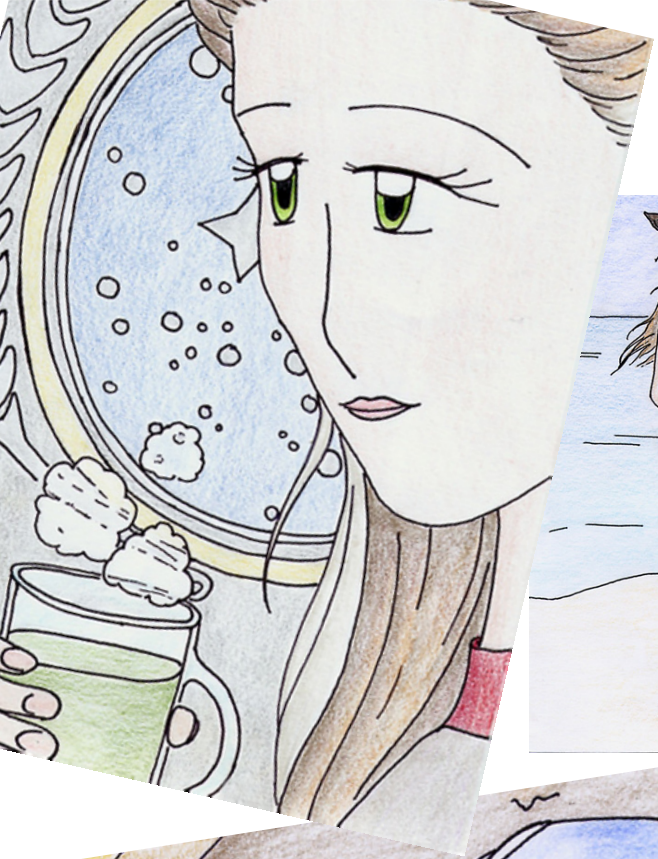
Und ihre Seele wurde unsterblich.

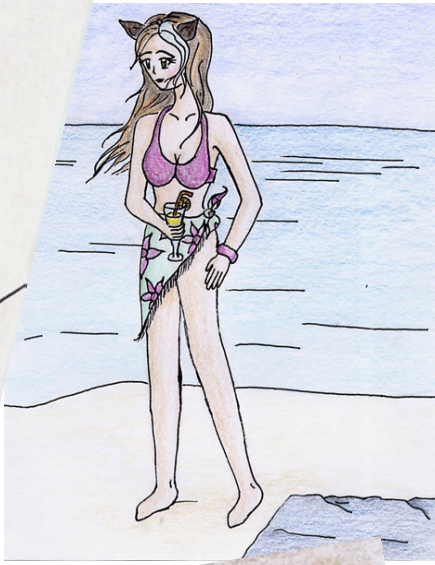
Unsterbliche Seelen, heißt es, suchen sich ihren Platz am nächtlichen Himmel, inmitten der langen Ahnenreihen am endlosen Firmament.

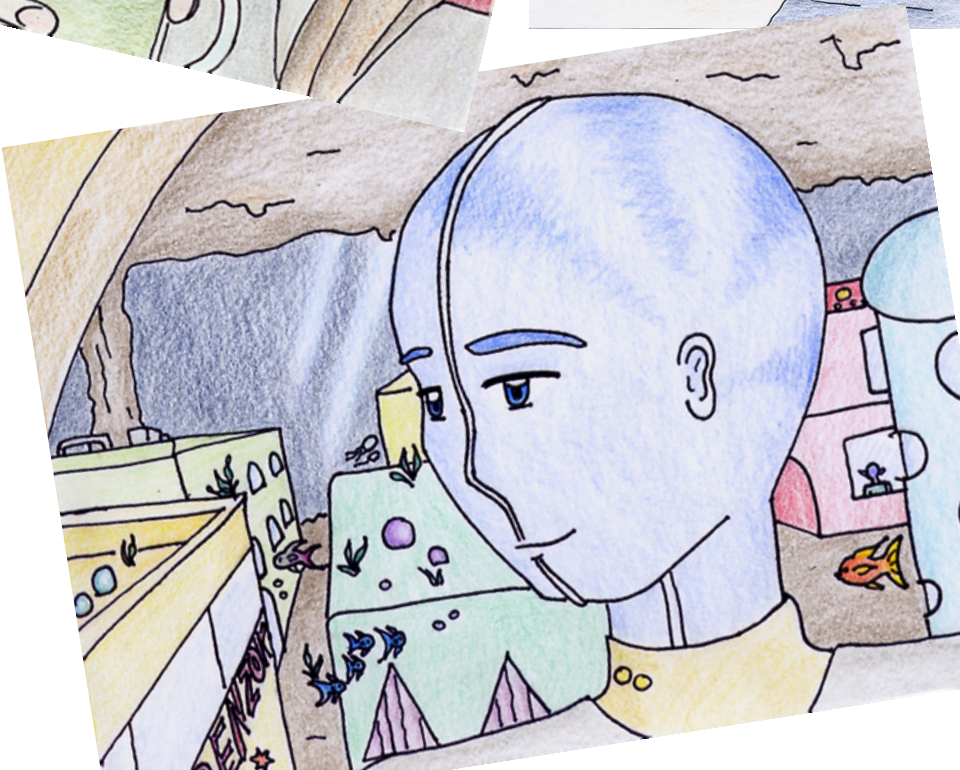
Auf diese Weise wird man sich an sie erinnern.

Und wenn *Du* des Nachts wachsam hinaufblickst, wirst Du vielleicht dem Sternenbild Cassopaias begegnen. Dann sitzt die Fürstin Boritas auf ihrem Thron, schaut auf Dich hinab, wie auch auf die anderen Kinder dieser Welt, und lächelt Dich an. Es ist ein weises Lächeln.

Denn niemand ist weise, der nicht vorher Frieden mit sich gemacht hat.






BENZOIN

Star Trek
Tempest
Lifelines

Ein Jeder hat seinen ganz persönlichen Lebensweg. Seinen Schicksalspfad. Dies gilt insbesondere für ein paar besondere Individuen an Bord der *U.S.S. Moldy Crow*. Sie alle sind vom Leben selbst, ihren Eigenheiten und ihrer Eigenverantwortung im Dasein zu unverwechselbaren Charakteren geworden.

Dieser Sammlband hält die Lebensgeschichten von Nella Daren, Bogy't, Chell, Mendon, und Cassopaia Nisba bereit, auf dass ihr Tun und Wirken in den großen Romanen der *Tempest*-Reihe noch deutlicher wird.

In diesen Geschichten geht es um vielerlei Themen: Der Kampf gegen tradierten gesellschaftlichen Überbau, der die Entfaltung des Individuums hemmt, aber auch Zuflucht bietet, die Besonderheit familiärer Bindungen, die bloße Härte eines Lebens und die Gefahr, darin zu vergehen, Wille, Macht und Standhaftigkeit... Auf diesen Seiten werden letzte Geheimnisse der *Tempest*-Protagonisten gelüftet!

a creation of STC universe

Paramount
A VIACOM COMPANY